Eph. Gr. 1381

<366116165500l5

Bayer. Staatsbibliothek

Analekten

für

die Litteratur.

Von

Gotthold Ephraim Leßing.

Erster Theil.

Bern und Leipzig,

in der Hallerschen Buchhandlung, 1785.

WB/66/1764

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An Herrn

Professor Hottinger

in Zürich.

Dem Andenken Leßings eine Cypresse winden, kann nicht glücklicher als durch ihn selbst geschehen. Seine Reliquien sind Opfer, den Musen heilig.

So dachten auch Sie, verehrungswürdiger Herr, und ermunterten mich, meinen nur erst aufgekeimten Entschluß muthig auszuführen. Ich liefere Analekten; und ich weyhe sie Ihnen; ich weyhe sie dem kritischen Freunde, der von sich mit Wollust bekennt: „Leßing der Kunstrichter, behagt meinem Geschmacke bis zur Verwöhnung.“

Meine Sammlung, dieß war mein Zweck und auch Ihr Wunsch, sollte ihr eigenes Ver-

scher Schriften theilen; sie sollte bestehen neben jeder vor ihr; und sich einzig auf jene beschränken, die Leßing dem Kunstrichter angehören, und welche, wie mir däucht, seine wahren Verdienste um unsre Litteratur eigentlich bestimmen. Die Ausländer nannten seinen Namen und kannten ihn, wie der größte Theil seiner Landsleute, nur nach seinen theatralischen Arbeiten und als Dichter. Aber seine kritische, ganz in unsre Sprache verwebte, mit überwiegender Laune siegende Gelehrsamkeit, kannten sie nicht. Man sagte ihnen, Leßing wäre der Reformator des guten Geschmacks unter uns; sie frugen hastig, wo sind seine Schriften? Wir konnten nur Fragmente nennen, die noch in der seltsamsten Vermischung unter einander lagen, und anfiengen uns selbst fremde zu werden. Andre seiner größern kritischen Werke, liessen unsre deutsche Verleger mit deutschem Patriotißmus ganz fehlen. Den Laokoon und die Dramaturgie kennen wir bald nur noch aus Citaten. Die Exemplare gehören unter die größten Seltenheiten. Ist das lobenswerth? Und was mußten die Ausländer dazu denken? Sollten

sie uns nicht an großen Geistern recht reich halten? Aber nein, unsre deutsche Pressen sind indeß nicht müßig, sie drucken Jahr aus, Jahr ein ihre drey Tausend Artickel, und Heil dem Volk! die Summe ist im Steigen. Wo hätten wir dann noch der Weile an die Leßinge zu denken? Haben wir doch Romane in dem neuesten Geschmacke; Journale vom Katheder biß zum Nähepult herab; Predigten, erbauliche Betrachtungen, ökonomisch-juristische Encyklopädien, Erdrevolutionen, bewiesen nach dem Buche Chevilla ꝛc. Aber lassen Sie mich von meinem Unmuthe zurückkommen; denn ich glaube unser Publikum nährt diese Indolenz! Denn schon sehen wir, sie rächet sich durch einen faden Geschmack, an der ganzen Nation.

Leßings Name war nie der Herold seines Ruhmes. Er schrieb, weil er Beruf fühlte, seinem Zeitalter Wahrheiten sagen zu müssen, die vor ihm und später hin mit gleichem Eindrucke nicht gesagt waren. Immer strenge gegen sich selbst, trug er wenige Sorgfalt für die Dauer seiner eigenen Schriften. Mehrere der-

selben verwarf er ; zu andern bekannte er sich niemals ; viele erschienen in Zeitschriften ; und über seinen Antheil an den Litteraturbriefen ließ er uns immer in Zweifel. *) Jetzt nach seinem Tode fallen jene Bedenklichkeiten weg ; und das Publikum tritt in seine Rechte ein.

Hier übergebe ich Ihrer Beurtheilung den Ersten Theil. Auch die leichten Federstriche des Meisters verläugnen die Kunst nicht. Er enthält die zerstreuten Aufsätze über das Theater ; und die Briefe die neueste Litteratur betreffend. (Diese werden im zweyten Bande noch etwa mit ein Duzend fortgesetzt.) Letztere nach dem Antheile, so ihm öffentlich zuerkannt worden ; **) und Erstere im Auszuge der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters ; der theatralischen Bibliothek, und andern ꝛc.

---

*) In der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Fabeln ; setzte er in Abrede als hätte er einigen Theil daran.

**) Deutsches Museum Jul. 1782, bestätiget von H. Nikolai, in einem Schreiben an Lichtenberg. Gött. Mag. 5r Jahrg. drittes Stück, p. 389.

Blosse Uebersetzungen habe ich nicht aufgenommen. Der Schauspieler nach Remond v. St. Albine erhielt durch das Schlußraisonnement hier seine Stelle.

Wenn Leßing als Theaterdichter um die Bühne glänzende Verdienste hat, so waren ihr jene, die er sich als Kunstrichter erwarb, noch weit ersprießlicher. Gerade um denselben Zeitpunkt (1750) als er über das Theater zu philosophieren anfieng, und durch einige vortreffliche Stücke *) seiner Theorie Eingang zu verschaffen wußte: etablierten sich, lange die einzigen vortrefflichen deutschen Schauspielergesellschaften, Koch und Akermann. Nach diesen bildeten sich später mehrere andre, doch mit ungleichem Glücke. Man kann nicht zweifeln, daß eine so glückliche Konkurrenz von Schriftsteller und Schauspieler, einer Kunst — die noch vaterlos ohne Schutz umher wandelte, — zu dem Grade von Achtung verhalf, wo wir sie nun erblicken, und den sie sich wird zu erhalten wissen.

*) Seine Lustspiele und Miß Sara 1750.

Insbesondere bemühete sich Leßing die lächerlichen Vorurtheile zu zerstreuen, die uns biß dahin an die französische Bühne gefesselt hatten. Er machte uns zuerst mit den Schätzen der Britten und Italiäner bekannt *); er enthüllte uns ihre Schönheiten und erhob unsere Gefühle zu dem Großen und Wahren! Unsre Empfindung sollte nicht mehr getäuscht, sondern genährt werden. Das bürgerliche Trauerspiel bekam seine Stelle. Miß Sara und einige Uebersetzungen aus dem Englischen, galten zu seiner Empfehlung.

Ueberhaupt stund es aber in Deutschland um den guten Geschmack noch sehr mißlich. Die Kritik war eine wächserne Nase; sie nahm alle Gestalten an, und ward vom Partheygeiste schändlich mißbraucht. Die Litteraturbriefe erschienen, und die Furien flohen. — Sie waren im Kontrast der Gottschedischen Schule;

---

*) In den Beyträgen zur Hist. nud Aufnahme des Theaters — der theatralischen Bibliothek, und später noch in der Dramaturgie.

geschmacklos wie diese, waren jene ganz Grazie und guter Laune. — Die Schweizer, sich ihrer guten Sache bewußt, nur zu empfindlich und beißend, lagen noch im Streit mit den Sachsen. Die Berliner stellten sich zwischen beyde. Der Sieg war nun nicht mehr zweifelhaft. Man lachte Gottscheden aus, und die Litteraturbriefe gewannen freyes Feld.

Noch muß ich ein Wort von ihrer Stiftung sagen. Sie gehört Leßingen und Nikolai gemeinschaftlich *); woran Moses Theil nahm. Die Briefform schlug Nikolai vor, und Leßing eignete sie Kleisten zu, im Fall er sollte verwundet werden. Sie nahmen ihren Anfang mit dem Jahre 1759, und schlossen sich mit dem vier und zwanzigsten Theile, 1765. Bey den ersten Bänden war Leßing am meisten beschäftiget. Ihm gehören fast zwey Drittheil der ersten sechs Bände, im siebenden und drey und zwanzigsten stehen nur noch zwey. Er ward dieser Arbeit durch andre Geschäfte entzogen.

*) Gött. Magazin, 3r Jahrg. 3tes Stück.

Ich habe seinen ganzen Antheil gesammelt, und geflissentlich nichts zurückgelassen, denn ich wollte dem Urtheile anderer nicht vorgreifen. Jeder einzelne Brief hat seine eigene Schönheiten und sie alle bereichern unsre Sprache; auch scheinen diese selbst den guten Ton der andern Mitarbeiter hervorgebracht zu haben; so wie der merkwürdige Erfolg derselben auf jenen sehr wesentlich beruhet.

Aber sagen Sie: "Kaum würde ich mich haben entschliessen können, aus den Litteraturbriefen diejenigen noch aufzunehmen, worinn Wieland etwas hart mitgenommen wird: dieser große Mann, dergleichen heut zu Tage keine Nation aufweisen kann, hat, wie mir deucht, seine Jugendsünden lange schon so ganz getilget, daß davon weiter nicht gesprochen werden sollte. —" Erlauben Sie mir dagegen: Der Ruhm des Hrn. Wielands gründet sich auf ganz andre Verdienste als wovon damals die Rede war, und je hämischer und bitter die Urtheile waren, desto weniger konnten sie ihm schaden. Auch schien er immer deshalb sehr gleichgültig, und dieß ist

seine wahre Ehre. Ich finde bey dieser Vergleichung, ihn wirklich über seinen Gegner erhaben.

Die Herren Cramer, Dusch, Basedow scheinen in gleichem Falle zu seyn. Aber die damalige Lage der Litteratur forderte Strenge; und dieß war der Karakter dieser Zeitschrift. Auch sollte der Ausdruck bey ähnlichen Beurtheilungen immer gemessener und freyer seyn dürfen. Und welch Interesse hätte ich, plane Rezensionen wieder zu geben, wenn nicht Genie und Laune ein Wort mitsprächen! —

Wünschten Sie nicht bald wieder Litteraturbriefe? weniger bitter, aber eben so derb, müßten sie die unsaubern Geister züchtigen, die lange schon unsre Luft verpesten. Unbemerkt ist es bisher geblieben, aber nichts desto minder gewiß: dieses Gezische vertrieb manchen vortrefflichen Mann vom Schauplatze; weit mehr als jene Härte der Kritik!

Jedes Urtheil das ich noch über Leßing

hier wagen wollte, würde profan, und jeder Lobspruch seinem Ruhme eine Seifenblase seyn. Wer wird fragen ob Luther Verdienste habe, — wenn Jahrhunderte die Wirkungen eines Mannes nicht aufhalten mögen? Und was sich sein Zeitalter kaum zweifelnd gestehen durfte, sich in spätern Generationen in so mannigfaltigen Gestalten verklärt.

So wird Leßing, der Wiederhersteller einer bessern Kritik unter uns, — vielleicht verkannt, oder aus den Augen gerückt, — aber immer gleich wahr und nur sich selbst ähnlich; für den Geschmack der Nation sprechen, unsre Litteratur mag steigen oder fallen.

Sollten Sie daran zweifeln? Sie haben verglichen; zwischen Griechen, Römern und Neuern verglichen.

Und nun verzeihen Sie mir es immer, aber ich kann der Versuchung nicht wiederstehen, Ihnen öffentlich wieder zu geben, was Ihnen angehört, und diesem Blatte seinen Werth versichert.

Sie schreiben mir:

„Ich billige es sehr, daß Sie Ihren Plan einzig auf Leßings kritische Schriften beschränken. Ich habe Leßing, so weit ich ihn als Dichter kenne, nie sehr bewundern können. In seinen Liedern und Sinngedichten herrscht, nach meinem Gefühle mehr Witz und Geist, als wahre Dichtungskraft und Begeisterung, und oft ist es ein gesuchter Witz. Seine Miß Sara Sampson, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, mögen immer unter die ersten deutschen Schauspiele gehören, allein Leßings Ruhm vermehren sie in meinen Augen nicht. Die Kritik könnte vielleicht an manchem seiner Stücke scheitern, ohne daß dadurch unser Gefühl mit denselben ausgesöhnt würde. Alle haben das Gepräge des feinen Beobachters und des geistreichen scharfsinnigen Kopfes, und keines von allen trägt den Stempel des eigentlichen Dichtergenies. Ueberall finde ich mehr Witz als Gefühl, mehr Glanz als Wärme, mehr Kunst als lebendiges Interesse, und selbst seine meisterhaftesten Dialogen überraschen mich mehr, als sie mich durch auffallende Wahrheit vergnügen. Kurz, seine Dichtungskraft war

mehr eine gelernte Rolle als Natur, und er besaß in höchst möglichem Grade die Kunst, das Genie, wenn ich so reden darf, nachzumachen, ohne es selbst zu haben. Dies war, ich erinnere mich noch sehr deutlich, der Eindruck, den die Lesung seiner Schauspiele vor ungefehr zwölf Jahren auf mich machte. Damals wagte ich es kaum, dies Urtheil einem vertrauten Freunde ins Ohr zu sagen: allein Leßings eigne Schätzung seiner selbst, die ich vor wenigen Wochen zum ersten male in Schützens Vorlesungen über L. Genie und Schriften S. 10. gelesen habe, macht, daß ich schon einiges Vertrauen auf die Richtigkeit meiner eignen Beobachtung setzen zu dürfen glaube. "Ich bin, sagt er, weder Schauspie„ler noch Dichter. Man erweiset mir manch„mal die Ehre, mich für den leztern zu erken„nen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus „einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt „habe, sollte man so freygebig nicht folgern. „Nicht jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt, „und Farben verquistet, ist ein Maler. Die „ältesten von jenen Versuchen sind in den Jah„ren hingeschrieben, in welchen man Lust und

„Leich-

„ Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in
„ den neuern erträglicher ist, davon bin ich mir
„ sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der
„ Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die leben-
„ dige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft
„ sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so rei-
„ chen, so frischen, so reinen Stralen aufschießt;
„ ich muß alles durch Druckwerk und Röhren
„ aus mir heraufpressen. Ich würde so arm,
„ so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht ei-
„ nigermaßen gelernet hätte, fremde Schätze be-
„ scheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu
„ wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein
„ Auge zu stärken. Ich bin daher immer be-
„ schämt oder verdrießlich geworden, wenn ich
„ zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte.
„ Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte
„ mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem
„ Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer,
„ den eine Schmähschrift auf die Krücke unmög-
„ lich erbauen kann." *)

" Ungeachtet die Schätzung eigner Schwäche

*) Dramaturgie, beym Schlusse.

nicht weniger als eigner Verdienste, eine schwierige Sache ist, so gilt bey mir wenigstens über Leßing, kein Urtheil mehr, als sein eigenes. Denn wenn irgend ein Mensch je fähig war, aus sich selbst gleichsam herauszutretten, und einen Standpunkt zu finden, um sich mit dem ruhigen Auge des Beobachters als ein ganz fremdes Wesen zu betrachten, so war er's; — und gerade um so viel mehr, je weniger er von der Entzündbarkeit hatte, ohne welche der Dichter unmöglich gedeyhen kann. Daß ja niemand nichts von stolzer Bescheidenheit ahnde! Denn die Selbsterniedrigung, die um Erhöhung bettelt, diese war Leßings Sache nun ganz und gar nicht."

"Allein so wenig Leßing der Dichter mein Mann ist, so sehr ist es Leßing der Kunstrichter. Genug Gelehrsamkeit, um jedem Gebäude, das er aufführte, Grundlage, Pfeiler und Verzierungen zu finden; genug Witz, um tausend Verhältnisse zu entdecken, durch welche die abgenützesten und trivialsten Dinge ihn auf neue Entdeckungen und Aussichten leiteten; genug Scharfsinn, um zu scheiden, was in einander zu fliessen, und zu spalten, was theillos zu seyn schien; genug Phi-

losophie, um nie seicht; genug Geschmack, um nie spitzfindig und trocken zu seyn; und endlich nicht Phantasie genug, um bloß sinnreich zu träumen; — dies alles macht Leßing in meinen Augen zu einem Phönix, der, was einzeln andre Kunstrichter berühmt machte, durch den seltensten Zusammenfluß in sich alles mit einander vereinigte. Scharfsinn fürans war die überwiegende Kraft seines Geistes, und durch diesen ward sein Stil, auch ohne Wärme, hinreissend, und jede seiner Untersuchungen durch Gang und Methode interessant, wenn sie es auch gleich nach dem Innhalt weniger war. Vorzüglich merkwürdig ist ein Kunstgriff, dessen er in seinen Schriften sich hin und wieder bedienet. Er führt den Leser durch ein Labyrinth von Schwierigkeiten, aus welchen kein Ausgang mehr zu sehen ist. Bald schürzt er selbst einen Knoten, den der Leser sich nicht einfallen läßt zu lösen, und desto begieriger auf die Entwickelung wartet: bald trägt er die Einwürfe seiner Gegner selbst vor, und scheint ihres Scharfsinnes zu spotten, indem er ihren Einwendungen eine Stärke giebt, die uns für die Auflösung bange macht; bis plötzlich aus

einer nicht bemerkten Ecke ein Lichtstral fällt, der allem Zweifel ein Ende macht, und alle Dunkelheit zerstreuet. Man erstaunt nicht nur über die Wahrheit und Evidenz seiner Antwort, sondern vorzüglich auch darüber, daß sie so ganz nahe lag, ohne gesehen zu werden. Von dieser Art ist neben andern die Entscheidung der Frage, ob die alten Künstler Furien gebildet haben, in den antiquarischen Briefen. Sie wissen, daß Riedel, ein ungleich scharfsinnigerer Kopf als Klotz, sich in diesen Streit gemischt, und gegen Leßings Behauptung einige Schwierigkeiten erhoben hat, welche stark genug schienen, jeden andern Gegner ein bißgen verlegen zu machen. Allein durch eine einzige Distinktion, an welcher der geübteste Dialektiker nichts auszusetzen, und der schlaueste Sophist nichts zu drehen findet, beantwortet Leßing diese Schwierigkeiten so, daß kein Zweifel mehr übrig bleibt."

"Es ist mir daher unbegreiflich, wie einige Gegner Leßings entweder dreiste oder kurzsichtig genug seyn konnten, ihn als einen hartnäckigen und unüberzeugbaren Sophisten verschreyen zu wollen. Nun ja, wenn der ein So-

phist heißt, der die Kunst versteht, die Begriffe genau zu sichten und zu scheiden; den Punkt jeder Frage so zu bestimmen, daß unbestimmte Antworten und kahle Ausflüchten nichts helfen; das gerade zu stellen, was der Gegner gern schief hat, weil es ihm so nur recht steht; jede Hinterthüre zu verschliessen, und jeden Schlupfwinkel zu versperren; so war Leßing der größte Sophist, den die Sonne jemals beschienen hat. Und wie wenig konnte sich überhaupt Sophisterey mit dem Manne vertragen, der überall kein anderes Interesse hatte, als das, die Wahrheit heraufzuholen, sie mochte so tief liegen als sie wollte; der nicht erst auf eine Widerlegung wartete, um einen eingesehenen Irrthum zu wiederrufen, wie z. B. seine Vermuthung über den Borghesischen Fechter; der endlich seine Gedanken nie in eine Glanzwolke einhüllte, um sie darinn schwanken und schwimmen zu lassen, und der Einbildungskraft seiner Leser freyen Spielraum zu geben, sondern sie nackt und ohne Schminke, in völliger Rundung und mit bestimmtem Umrisse darlegte, weil er nie schrieb, als wenn er sich ganz verstund, und so oft er schrieb, auch ganz verstanden seyn

wollte? In der That, wenn ich Leßing lese, so weiß ich, was ich gelesen habe, und in ihm fände ich, wenn ich es nöthig hätte, einen Erfahrungsbeweis, daß wahrer Scharfsinn immer auch Deutlichkeit liebt, und daß der räthselhafte Orakelton gewisser Schriftsteller, worinn manche Leser den Gott ahnden wollen, nur da ist, um den Priester zu decken."

" Kurz Leßing ist einer von den seltenen Schriftstellern, welche dem Geschmacke bis zur Verwöhnung behagen. Wenn jede andre Lektür mich vergnügen soll, so muß ich ihn eine Weile ruhen lassen. Denn unmittelbar nach ihm behagt mir weder Philosoph, noch Litterator, noch Schöndenker, weil ich in jedem derselben, und wäre er auch in seinem Fache einer der ersten, doch immer nur ein Drittheil von Leßing finde."

" Sein Laokoon ist eines der feinsten gedachtesten Stücke, die vielleicht jemals geschrieben wurden. Ein Denkmal von Litteratur, Scharfsinn, und klaßische Vollendung, welches Deutschland beynahe so hoch schätzen sollte, als Italien den seinigen. Es sind Bruchstücke eines Kunstwerkes, die den Meister späte finden werden,

der es wagen darf, sie zu fügen und zu ergänzen. Es ist übrigens seltsam, daß die Aufschrift dieses Buches, manchen den Gesichtspunkt verrücken, und sie auf eine Vergleichung mit Winkelmann verleiten konnte, da es so auffallend ist, als immer etwas, daß jeder zu seinem besondern Ziele, jeder auf einem Wege gieng, worauf sie sehr selten zusammentreffen konnten."

"Seine Untersuchung über den Tod der Alten, und seine antiquarische Briefe sind, den allzubittern Ton abgerechnet, wahrhafte Muster von Streitschriften. Nie hat ein litterarischer Kämpfer seinen Gegner augenscheinlicher entwaffnet, nie entscheidendere Schläge geführt, und den Streit mit einmal so geendet, daß zu künftigen Angriffen nur keine Möglichkeit übrig war. Daneben ward auch reichlich für diejenigen Leser gesorgt, für welche eine litterarische Klopffechterey, ohne reelle Ausbeute, eben kein anziehendes Schauspiel ist."

"Seine Dramaturgie, worinn überall die glücklichste Anwendung der Philosophie auf Mimik und Dichtkunst herrscht, ist ein Werk voll der scharfsinnigsten Bemerkungen, und der be-

deutendesten Winke für den Schauspieler und den Dichter, eine treffliche Schule für beyde, noch mehr aber für den Kunstrichter, ich meyne nicht den Recensent. Ich wünschte der französischen Sprache mächtig genug zu seyn, um die darinn vorkommenden Kritiken der Schauspiele eines P. Korneille und andrer französischer Dichter so übersetzen zu können, wie sie es verdienen. Es sollte für die Franzosen ein überraschender Anblick seyn, ihre Halbgötter um den Richterstuhl eines Mannes versammelt zu sehen, dessen Nation sie sich vor ungefehr vierzig Jahren nicht einblödeten, schlechtweg alles Genie abzusprechen. „ — — —

Ueber
G. E. Leßing.

Gebohren 1729, gestorben 1781. *)

Kein neuerer Schriftsteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geschmacks, des feinern, gründlichern Urtheils über litterarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewürkt, als Leßing. Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? Wie wenig ward er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfieng und nach seiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewässert, er empfieng Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten und woher es sonst angieng, herbey; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht

*) Vermuthlich von Herdern. Er sagt: „Nicht eine Pyramide der Unsterblichkeit ists, die ich ihm errichte; oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögens seyn; die ich, nach Art der Nordischen Heldengräber, auf seinen Todtenhügel wälze und schweigend von dannen gehe."

allgemeinen Kurs finden konnten. Jetzt kam Leßing. Sowohl im Witz als in Gelehrsamkeit, in Talenten und im Ausdruck war er beynah Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf sie bald in Beydem. Am meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, in dem wirklich philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines immer muntern, immer dialogischen Styls zu verbinden, in dem er die durchdachtesten Sachen mit Neckerey und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand, wie Leßing, deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther, hat niemand die Sprache, von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beyden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher als Luther oder Leßing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopfe, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Leßings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Lobrede brauchts bey ihm nicht;

unbestimmte, schlechte, übertriebene Lobsprüche haßte er mehr, als den bittersten, nur einigermassen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leßingsche Arbeiten und Verdienste mir ein Urtheil anzumassen. Ich masse mir eigentlich gar kein Urtheil über Eine seiner Arbeiten an; sage nur über Einiges meine Meynung, und überlasse das andre, insonderheit seine Theaterwerke, andern. Mein Sinn ist überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Leßing seinen Weg nahm, wo er anfieng, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehn, oder weiter zu gehn haben.

Leßings erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Uebersetzung Huarts.*) Eine Uebersetzung aus dem Spanischen war in Deutschland 1752 wieder ein seltnes Ding, so häuffig unsre lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersetzt hatten. Zumal die Uebersetzung eines so paradoxen Schriftstellers, als Huart ist. — In der kurzen Vorrede zu ihm ist Leßing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753, in Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherley Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In diesen sechs

*) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, Zerbst 1752.

Bändchen was für ein Reichthum an Innhalt und Einkleidung! welche Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, in Poesie und Prose, sogar einige lateinische Verse, treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherley Innhalts, als gelehrte Briefe nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Litteratur, sogar der Anfang zu Supplementen zum Jöcherschen Lexikon, nehmen hier Briefgestalt an, und man muß gestehn, ganz auf die Leßing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen Rettungen Horaz, Cardans, gar des Cochläus nnd des *Inepti Religiosi*, die man schwerlich vor dem, was folgt, seinen Lust- und Trauerspielen, erwartet. Daß dieß ungeheure Mancherley, in dem sich Leßing, meistens nur Proben- nur Stücksweise, gleich Anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Pralerey war, für die es einige runde Herren damals aufzunehmen beliebten, weiset sein ganzes weiteres Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt; und gewiß keine mit minderm Glück, als er sich in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortgieng und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ists Leßing; ja was sage ich fortgieng? biß ans Ende gieng er ja seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bey reifern Jah-

ren umgearbeitet; so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Probe an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe, was er über sie in der Vorrede zu diesen sogenannten vermischten Schriften *) selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang: denn hinter diesen, ihn nach seinen ersten Versuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja so ungerecht, als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln **) fieng er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drey Bücher, meistens eigner oder fortgesetzter Aesopischer Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime sind weggefallen; und statt dieser, der Fabel würklich unnöthigen und hinderlichen Fesseln, stehn sie hier in eine Sprache gekleidet, die in der wahresten angemessensten Prose die schönste Poesie ist. Der blanke männliche Harnisch kleidet Leßing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder sondern auch Männern, und Männern insonderheit, lesbar. Noch mehr sinds die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen

*) Leßings vermischte Schriften, Berlin 1771.

**) Leßings Fabeln, Berlin 1759.

Proben beyfügte. Ohnstreitig ist dieß die bündigste, gewiß Philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist; und es wäre zu wünschen, daß Leßing sie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht; wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel; im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst; und in den Litteraturbriefen über kleinere Materien des Innhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geist, mit dem Scharfsinn, mit dem schönen Ausdruck in Einem Manne vereinen. Diese Abhandlungen über die Fabel sind mit einer so glücklichen, leichten, sokratisch-platonischen Analyse geschrieben, daß ich im Geist und Scharfsinn dieser Methode ihnen in unsrer Sprache nichts bey Seite zu setzen wüßte.

Ob gegen die Theorie selbst hie und da nichts einzuwenden wäre? ist eine andre Frage. Leßings äsopischen Fabeln folgten Bodmers unäsopische Fabeln *) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen sollten. Sie habens nicht gethan: sie sind vergessen, und Leßings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wunderts immer noch, wie der

*) Leßings unäsopische Fabeln, Zürich 1760.

alte geschmackvolle und gründliche Kunstrichter, Leßings Buche ein solches entgegensetzen konnte — Indessen ists wahr, Leßings und Aesops Fabeln sind sich so unähnlich, als die Zeiten beyder; was mag der Hauptgrund des Unterschiedes seyn? Mich dünkt er ist augenscheinlich. Aesop machte seine Fabeln meistens bey würklichen Vorfällen im gemeinen Leben; also auch die Lehre, die er einkleidete, konnte kein fein abstrahirter oder spekulativer Satz, sondern eine praktische Lehre und Bemerkung für das gemeine Leben seyn, aus dem sie abgesondert war. Zweytens: Eine solche Lehre zeigte sich meistens in würklicher Handlung, was man auch im gemeinen Leben so nennet; nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken: so mußte also auch die Darstellung derselben in der Fabel seyn. Beyde Stücke machen Aesops Fabeln so anschaulich, auch für den gemeinen Mann und für Kinder so lehrreich, als es — Leßings Fabeln nun wohl nicht sind, auch wohl nicht seyn konnten und sollten. Die Zeiten haben sich verändert. Die Leser, für die Leßing schrieb, bedürfen feinere Lehren, also auch in Darstellung eines feinern Facti, das freylich oft nur eine Gedankenfolge zu seyn scheint. Das Anschauliche, Populäre der Fabel, geht hiemit eines Theils verlohren: der Leser gewinnt indeß feinern Witz, feinere Belehrung. Will man, so nenne man diese eine feinere Gattung äsopischer Fabeln; und bemerke bey der Theorie der Fabel

unter den drey Worten "allgemeiner moralischer Satz", „Darstellung in einem besondern Falle," anschauendes Er„känntniß jenes in diesem" den Unterschied: so ist der Steit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein Mehreres.

Mit Leßings Theorie der Sinngedichte gehts beynah eben also: sie ist so fein und ausschließend, als die Gattung die er allein für Sinngedichte erkennt, in der die seinigen sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beyden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, hat der Theorist nebst den falschen Aftergattungen, wo Eins derselben fehlt, in solch ein Licht gestellt, daß, künstlich und philosophisch, ich nichts dagegen wüßte. Genetisch und historisch indessen, wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Klaßifikation und Namen. Die Bemerkungen, die Leßing auch hier über einzelne Dichter Martial, Catull, die griechische Anthologie u. s. eingestreuet hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes, in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu — Freye, zu — Jugendliche lies er auch hier weg, wie bey Erzählungen und Liedern.

Leßings Lieder sind bekanntermassen von der muntern,

nicht

nicht zärtlichen und verschmachtenden Gattung. In häufigen Kompositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte; habe sie für sich und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. — Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verspart. Sie haben viel richtige gründliche Gedanken und stehn der Art und den Gegenständen nach, meistens den Kästnerschen an der Seite. Was Leßing überhaupt von den Grenzen der Philosophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelsohns ziemlich seltnen Schrift: **Pope ein Metaphysiker!** *) lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als sies bey Leßing seyn dürfen, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutschland so ansehnlich gewürkt hat. Es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, gründlicher Geist, den er in so mancherley Werken und Einkleidungen, überall glücklich, gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe, gelehrten, philosophischen, kritischen Innhalts. Die kleine Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius Schriften, seine theatralische Bibliothek u. f. zeigte dies Talent in ihm noch mehr;

*) Danzig 1755.

und mich dünkt, die Litteraturbriefe, sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war Er Urheber und Vater*): der Ton in ihnen war sein Ton, wie mans aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken sonnenklar siehet; es ist falsch und elend, daß man diesen Briefen den Ton der Clement'schen Lettres critiques Schuld gab. Das Glück führte ihm einen schönen, edlen Gehülfen zu, Moses Mendelssohn, zwey Männer, die, wie aus allen Aeusserungen erhellet, sich wirklich als philosophische Freunde schäzten und liebten. Man lese Mendelssohns Briefe an Leßing, hinter Rousseaus Abhandlung **): man sehe die Achtung mit der Leßing bey jeder Gelegenheit an Mendelssohn denket. Zwey solcher Menschen, an Herz und Geist rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, verbunden, traten zu diesem Werke, das, noch manche Zeit hin, eigentlich das deutsche Journal genannt werden sollte. Hier ist deutscher Geist und Freyheit, ohne Schwärmerey und Ausgelassenheit, insonderheit im Anfange oder zu zwey Drittheilen der Briefe. Leßing (ohne allen Zweifel ist er der Fll., denn wer sollte es sonst seyn? ob er sich gleich auch anders unterzeichnet) gieng ohngefähr bis zum siebenden Theile mit: Mendelssohn behielt seinen stillen geprüften Karakter

*) In Verbindung mit Nikolai.

**) Rousseaus Abhandlung von der Ungleichheit der Menschen, Berlin 1759.

bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerm Glück in Leßings Tritte; und auch die andern Mitgehülfen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Leßings Urtheile, (von denen ich hier allein rede) hat die Zeit bewähret. Was damals scharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Ecken ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte, als Leßing, und überhaupt ist wohl unstreitig Er, an Umfang der Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichen Verstande, in Sachen wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Litteraturbriefe, wie er sie anfieng?

Um eben diese Zeit machte er sich auf zweyerley Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logaus *) und die Uebersetzung von Diderots Theater **) Bey dem ersten stand Er und Rammler für Einen Mann: wahrscheinlich rühren von Leßing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Rammler vielleicht die Auswahl und Veränderungen, die sich bey manchen Stücken finden. Da ich die alte Ausgabe besitze: so bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat sey, wenn er in Hände

*) Friedrichs von Logau Sinngedichte, Leipzig 1759.

**) Theater des Herrn Diderot, Berlin 1760-1761.

fällt, die ihn so verändern, wie dieser verändert ist; im Ganzen aber dürfte es besser seyn, wenn man ältere und vergessene deutsche Dichter uns zwar mit Auswahl der besten Stücke, aber unverändert gäbe. So machens unsre Nachbarn sämmtlich und sonders; so hats Leßing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, der Zugabe zu den Fabeln der Minnesinger gemacht, und so ists in der Ordnung. Bey einem alten Dichter muß man wissen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese —

Diderot, sagt Leßing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters *), „Diderot scheine auf das teutsche Thea„ter weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Thea„ter seines eignen Volks;“ und er rechtfertigt diesen Aus„spruch mit sehr guten Gründen. Er siehets selbst für Pflicht der Dankbarkeit an, sich als Uebersetzer eines Mannes zu nennen, „der an der Bildung seines Geschmacks so gros„sen Antheil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, „mit diesem beschaffen seyn wie es will: so bin ich mir „doch zuwohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und „Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen ha„ben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, „mit der am Ende mein Verstand zufriedner gewesen wä„re.„ Mich dünkt, die deutsche Nation wird es mit ihm seyn. Die großen Schritte, die er von seinen ersten Schau-

spielen, so angenehm und nothwendig sie unserm Theater

*) Berlin 1781.

noch lange seyn werden, zu einem Philotas, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt, „daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als er,“ von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Leßing?

Jetzt ruhete er einige Jahre, und nach solcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle diese so verschiednen Werke und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766. trat er wieder hervor; mit eben so goldnen glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Jedermann kennet das Geschrey von Kunst, das, nachdem **Winkelmann**, **Lippert**, **Hagedorn**, **Mengs**, geschrieben hatten, in Teutschland Mode war. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten — Hier trat nun Leßing mit seinem Laokoon *) auf, leise, aber sehr gewiß und weitaussehend. Von einer Stelle Winkelmanns fieng er an, und gieng über Caylus, Spencer und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der **Poesie** und **Malerey** zu finden und auszuzeichnen, mit der Zeit diesen Gang über die Grenzen andrer

*) Berlin 1766.

Künste zu vollenden. Aber er ist nicht vollendet; und wer wirds an Leßings Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotzischen Schule, und es ist nicht Leßings Schuld, daß der Streit für Teutschland und die Nachwelt nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf zu armselige Dinge, zu armselige Leute. Kein Posttag, kein Zeitungsblatt erschien, wo nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Leßing! Kahlkopf schalten; da schickte er endlich zwey Bären über sie, die zwey Theile von Briefen antiquarischen Inhalts *), die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Deutschland schämt sich jetzt dieser Scene, und des Werths den man damals manchen Kindereyen beylegte. Damals indessen wars anders, und Lessing hatte alle Stärke und männliche Dreustigkeit deutscher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an ihnen sey; welche Stärke man denn auch im zweyten Theil der vorgenannten Briefe gegen das Ende **) reichlich antrift. Jetzt ist jedermann mit ihm einig; und das schöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebildet ***)“ so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das Einzige, was sich dabey gewinnen ließ. Dies gehört aber auch Les-

*) Berlin 1768. 69. **) S. 201 — 267. ***) Berlin 1766.

singen zu, und nicht dem öden Kunstgewäsche seiner Gegner.

Leßing lebte damals in Hamburg, und sollte einer Bühne vorstehn, die unter ihm erst deutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sies nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort sey? hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie *) männlich bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur die zwey Bände Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage: so wäre das deutsche Theater allgemein für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des wahren Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns, zu verbreiten. Insonderheit ist Aristoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie niemand gestellt hatte, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies schloß Leßing das Dencken aus; er war überzeugt, daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortrefflichkeit in derselben gelangen könne. Der Weg zu diesen deutlichen Begriffen ist hier sehr geöfnet und zum Theil gebahnet.

*) Th. 2. S. 385.

Aber freylich wars nicht Eines Menschen Beruf, ihn bis zum Ende hinaus zu laufen. Bey seinen Fabeln versprach er einen Phädrus; hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Kodex der ganzen Griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Schätze von Anmerkungen sparte. Er kam unter andre Gegenstände, in andre Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten seyn, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich, nach Leßings mündlichen Aeusserungen, daran zweifeln; und sie sind sodann glücklicher Weise in den Händen eines Bruders, der gewiß nichts vorenthalten, und nichts liefern wird, wobey nicht seines Bruders Ehre gewönne. Eine Geschichte der Aesopischen Fabel ist kurz vor Leßings Tode als zum Druck fertig angezeigt; und über Sophokles dünkt michs etwas Aehnliches gelesen zu haben. Sein Freund Aristoteles, den er für den Ertzvater der gesunden, bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen seyn.

Von Hamburg kam Leßing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeit! Er zeigte sich aber, nach seiner Art, darinn gleich so bekannt als ob er Lebenslang nur da und dafür gearbeitet hätte. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Toronensis*), eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß diese Schrift des Berengarius in der Welt sey, vermu-

*) Braunschweig 1770.

then konnte ; eine Entdeckung aber auch , die einem langen Zwist, der Jahrhunderte hin unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende gab, und zwar sehr zum Vortheil der Lutherischen Kirche. Die Entwicklu g des Dogma, die Leßing am Ende der Schrift *) angiebt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern läßt sich auch würklich aus der Geschichte beweisen.— Und so lange des Berengarius Buch nicht selbst edirt ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Leßings statt des Buchs selbst dienen.

Die andern kleinern Entdeckungen, die Leßing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte **), sind hier nicht wohl herzuzählen ; sie können auch nicht jedem gleich interessant seyn; genug, wenn sies nur dem Liebhaber des besondern, einzelnen Faches sind, dem sie gehören. Aber das war nur Leßing, der Bibliothekar ; Leßing, der unter dem Gewühl dieses Zeuges eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte ; Leßing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte; Leßing, der an jedem Orte jeden gern ins Licht zog ; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätfreundschaftliche, Neidlose Leßing, wird nicht so gar oft und viel seines Gleichen haben; In

*) S. 187. u. f.

**) Zur Geschichte und Litteratur : 6. Beyträge.

Berlin waren die Besten, auch die in einerley Gattungen der Wissenschaft arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Ramler, u. a. ist schon geredet. Kleist war sein Freund: der Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, deßgleichen; Leßings ist die Vorrede zu den Kriegsliedern. In Braunschweig schloß er seinen Berengar an Schmids Adelmann an: Zachariä gab er den aufgefundnen Skultetus; und die Urne des jungen Jerusalems *) umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. Der große Mann, sagt sein Nathan:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
und mehrere zu nah gepflanzt, zerschlagen
sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
findt sich hingegen überall in Menge;
Nur muß der Eine nicht den Andern mäckeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
daß es allein der Erde nicht entschossen — **).

Genug hievon. Die lezten Tage Leßings sollten mit einer Theologischen Streitigkeit verbittert werden, wo, wenn das Publikum noch nicht so viel Nutzen daraus gezogen hat, als es Leßings Absicht und Meynung gewiß

*) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, Braunschweig 1776.

**) Siehe auch das schöne Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32 Winden in Freundschaft lebt. Antiquarische Briefe Th. 2. S. 250.

war, es schwerlich seine Schuld seyn dürfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andre Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Leßing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren, und wie ich aus manchen Aeußerungen jetzt schliesse, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Karakter über das was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für andre mag ichs nicht seyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freyern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dieß selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laye, seine Gedancken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte: überhaupt Leßings Karakter, wie er jedem eingedrückt seyn muß der ihn gekannt hat; (und andre sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen) alles dieß ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte; nemlich — ich wiederhole es noch einmal, freye Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Ge-

schichte für jeden der sie glaubt, und an sie glaubt, seyn muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Leßings Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios seyn, der so etwas zu behaupten wagte. Giebt man aber diesen einzigen Satz zu: "Wahrheit müsse und könne untersucht wer„den: Wahrheit gewinne iedesmal bey jeder neuen, „freyen und ernsten Prüfung, eben in dem Maas und „Verhältniß, als sie für uns erkennbare, folglich auch „nur in solchem Maas für uns zu befolgende Wahrheit ist" giebt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Leßing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Bevestigung der wichtigen Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, ie stumpfer und elender die Waffen sind, mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphieren; und dann verdient Leßing wiederum Dank, oder wenigstens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle statt eines Rie=

fen in den Weg stellte. Genug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Riese sey; der sie für etwas anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen, und gehn hauptsächlich auf den los, der uns sagt: "da ist „ein Riese! der muß erst erlegt werden, wenn eure „Wohnung sicher seyn soll" gehn wir auch ihm nicht in Absicht der That, die er gethan (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war) sondern mit Untersuchung der **Beweggründe** und **Absichten**, aus, und zu denen er sie **unausbleiblich** gethan haben soll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? **Beweggründe** und **Absichten** der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Leßing sich vor dem Richter, vor dem er jetzt steht, rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? Genug, für uns sind sie herausgegeben, sie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf Uns an, ob wir sie **Nutzen** oder **Schaden wollen bringen lassen**? Alles unnütze Zettergeschrey, alles verläumderische Gekreisch vermindert ihren Schaden nicht, sondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Vestung nicht; und wenn der Feind hinanstürmt, schaft man die heulenden, lächzenden Weiber weg. —

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn würklich mit strenger Wahrheitsliebe las, und bey der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiß, auf manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedancke eingefallen, mich deßhalb an Leßing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugiessen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedancken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache, Sache, Geschichte, Geschichte seyn soll; und glaube man doch nicht, daß alles so schwer zu entwickeln, daß alle Zweifel so neu und unerhört seyn, als sie vielleicht auch Leßing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freydenkern in Frankreich und England, (wohin sich die Polemik vieler großen Retter und Streiter einschränkt,) sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens

den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben scheint. Ist dieß nun alles beantwortet, gut! Ists nicht beantwortet, was kann Leßing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortets jetzt! beantwortets stille und gesetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finsterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leßing giebt euch Gelegenheit zu neuem Verdienst.

„Aber ward er nicht selbst im Streit heftig?“ Lasset uns davon schweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (denn die hätte ihn wahrscheinlich nur abgekühlt) sondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämischen Vermuthungen und unwürdiger Verläumdung, mit langweiligen Armseligkeiten, als obs Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geschichte des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente gelesen. Es ist manches sehr Gute, auch Einiges Vortreffliche gegen den Fragmentisten geschrieben, und was nicht ist, wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf schlechte Weise. Das Ueble war, daß hier, wie überall, das Schlechte zuerst kam und die Spreu oben schwimmen wollte. Das Uebrere war, daß die da schwiegen, aus vornehmer Verachtung zu schweigen schienen, und Leßing, der sich eines Bessern werth dünkte, ungedul-

tig wurde. Das Uebelste von allen war, daß man verunglimpfte, anschwärzte, verläumdete, verdammte, wo man untersuchen und widerlegen sollte. Das zu tragen, war Leßing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wissen, wer ihn dazu könnte gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologische und jede andre Wahrheit, theologische und jede andre Wohlanständigkeit, Sittlichkeit Gründlichkeit, Schönheit, immer so sorgfältig unterscheiden, und was in der Theologie vorkommt, was sie auch nur von fern angeht, immer nur **Zunftmäßig** cum beneficio Feminæ & Cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen lassen. Wir sind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, untersuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unserm Meister nachfolgen, so lasset uns die neun und neunzig theologische Streit-Böcke in der Wüsten lassen, und nach dem Einen verlohrnen Schaaf von Layen gehen, das gegen Punkte unsrer Religion Zweifel hat, und sich, wenn wirs nicht thun, an unsrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht, ärgert. Ist die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geschrieben? Soll das Evangelium nicht aller Kreatur gepredigt werden, auch dem Fragmentisten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden stekte? Und wäre er selbst nicht mehr; nun so hat er ja seine sie-

ben und siebenhundert sieben und siebenzig Brüder, die auch Mosen und die Propheten haben, und leider! keine Lust haben sie zu hören. Ists unserm Stande, selbst dem Werke, das wir treiben, nützlich oder schädlich, wenn, was in der ganzen Welt, in allen Wissenschaften und Künsten langweilig, ungründlich, abgeschmakt, oder gar boshaft, hämisch, albern hieße, auf einmal seine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortreflich geistig, ja gar wohlanständig, fromm, eifrig um Gottes Willen heissen soll, so bald es sich hinter den Namen einer Predigt, einer theologischen Abhandlung, einer Rettung der Religion stekt? Größtentheils sind diese ja nicht für Zunftgenossen, die an unsre Sprache und Schnitt, an unsre veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt sind, sondern für Leute geschrieben, die Schönheit, Wohlanständigkeit, Gründlichkeit, philosophische und historische Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen sehr geprüft und gekostet haben. Warum wollten wir uns nicht selbst richten, damit wir nicht von andern gerichtet, gezüchtigt oder gar mit der Welt verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Leßing nur entschuldigen, weil er ein Mensch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. E. gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jezt nicht, und bin also kein Richter zwischen beyden; in-

dessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jezt, nach Leßings Tode, seinem Karakter und Geist die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er ihm einst widerfahren ließ, da er ihn persöhnlich kannte, hochschäzte und seinen Freund nannte. Mit dem Orte ändert man seinen Karakter nicht, wenigstens nicht plözlich; und ein Mann, wie Leßing, der alles unpartheyisch, mit Augen der Wahrheit ansehn wollte, und sich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird in den Jahren eher besser als schlechter. Auch bey dem Irrthum ist Eifer für die Wahrheit schäzbar, die Leidenschaft, die daher entsteht, daß man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen seyn will, ist hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser Leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für Alles was zu ihr führet.

Gut, daß Leßing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts *) schloß. Das lezte dürfte, ohngeachtet mancher überspannten Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jezt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenbals hinwegwarst, in welch

*) Berlin 1780.

anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heucheley, unsrer gewohnten täglichen Halb-Lüge und Halb-Wahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig seyn will oder kann; am meisten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut giengst du, wie ein Held, an, und hast deinen Kampf dapfer gekämpfet. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, vesten Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, bevestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thä-

tiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst Du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden. —

Verzeihe der Leser meine Apostrophe; die lezten Situationen seines Lebens rissen mich hin, und ich wollte eigentl ch nichts über seinen Karakter sagen. Den wird und kann sein näherer Freund besser schildern.

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesschwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine schöne Erndte seiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Ersatz und Trost für sein zu frühes Ableben, für seinen auf lange Zeit unersetzten Verlust für Deutschland!

Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus vuæ,
Tu decus omne tuis: postquam te fata tulete,
ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
et tumulum facite et tumulo superaddite carmen:
„Candidus ignotum miratur limen Olympi
„sub pedibusque videt, nubes et sidera Daphnis.“

Innhalt,

I.

Aufsätze über das Theater.

Ueber G. E. Leßing. S. V

I. Vorrede, der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. 3

II. Ob die Schauspielkunst eine freye Kunst sey? 19

II. Plautus und der H. Hieronymus. 35

IV. Darf man in Lustspielen die Karaktere übertreiben. 38

V. Ueber das weinerliche und rührende Lustspiel. 47

VI. Der Schauspieler, nach Remond von Sainte-Albine. 59

VII. Etwas über Jak. Thomson. 120

VIII. Vorrede zu den Trauerspielen des Jakob Thomson. 132

IX. Vorrede zu Diderots Theater. 142

II.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Erster Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neuesten Litteratur. S. 147

Zweyter Brief. Ueber die Uebersetzung von Popens sämmtlichen Werke. 149

Dritter Brief. Ueber die Uebersetzung der Fabeln des Gay. 153

Vierter Brief. Ueber den Bergmannischen Bolingbroke. 156

Fünfter Brief. Ueber des Herrn von Palthen Versuche zu vergnügen. S. 161
Sechster Brief. Ueber den Herrn Wieland und dessen Sammlung prosaischer Schriften. 165
Siebender Brief. Ueber die Wielandischen Empfindungen des Christen. 169
Achter, neunter, zehnter und eilfter Brief. Ueber den Wielandischen Plan einer Akademie ꝛc. 174=189
Zwölfter und dreyzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn Wielands über unsere geistlichen Redner. Von der Sprache des Herrn Wielands. Von den moralischen Beobachtungen und Urtheilen. 190=202
Vierzehnter Brief. Von der Bibliothek der schönen Wissenschaften ꝛc. von des Herrn Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. 202
Fünfzehnter Brief. Von den Verdiensten des Herrn Gottscheds um das deutsche Theater. Auftritt aus dem Doktor Faust. 206
Sechszehnter Brief. Für den Herrn Klopstock. Von den ersten deutschen Hexametern. 214
Siebzehnter Brief. Von der neuen Originalausgabe des Meßias. 221
Achtzehnter Brief. Von den Fabeln des Berachja Hanakdan. Fehler des Herrn Gottscheds. 231
Neunzehnter Brief. Ankündigung und Probe einer Uebersetzung der Oden des Pindars. 241
Zwanzigster Brief. Anpreisung der Tändeleyen des Herrn v. Gerstenberg. 253
Ein und zwanzigster Brief. Kritik über das Lied eines Mohren aus den Tändeleyen. Von dem Originale des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauische Dainos. 260

Zwey und zwanzigster Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte Friedrichs von Logau. S. 265

Drey und zwanzigster Brief. Anpreisung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herren Kamler und Leßing. 271

Vier und zwanzigster Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen seiner Herausgeber über dieselbe. 284

Fünf und zwanzigster Brief. Von Grynäus vier auserlesenen Meisterstücken so vieler englischen Dichter. Von den englischen Hexametern. 294

Sechs und zwanzigste Brief. Anpreisung des Eißides und Paches, vom Verfasser des Frühlings. 306

Sieben und zwanzigster Brief. Ueber des Hrn. Dusch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten. 310

Acht und zwanzigster Brief. Ueber den Nordischen Aufseher. Ueber dessen Anmerkungen von der besten Art zu erziehen. Des Herrn Tullin Gedicht: ein Maytag. 343

Neun und zwanzigster Brief. Anzeige der Trugschlüsse in des Aufsehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne. Anmerkung über dessen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken. 352

Dreyßigster Brief. Fortsetzung über den nordischen Aufseher. Anpreisung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwatzhaftigkeit des Aufsehers. 364

Ein und dreyßigster Brief. Beschluß der Anmerkungen über den Nordischen Aufseher. Karakter der Oden des Herrn Cramers. Zwey Stellen aus einer Klopstockischen Ode werden angeführet. Vorschlag

zu Einrichtung musikalischer Gedichte. Anpreisuug des Blattes im Aufseher, wie man den prosaischen Styl über den poetischen erheben könne. S. 375

Zwey und dreyßigster Brief. Von Herrn Gebauers Geschichte von Portugall. Anführung der Stelle von der Geschichte des unglücklichen Sebastian. Ob Martin Beheim die neue Welt erfunden habe. Verbesserung der Geschichte eines bon-mot, 386

Drey und dreyßigster Brief. Anzeige des Lebeu Antons, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge welches Herr Gebauer unbekannt gewesen. Von dieses Königs Antons zweymaligen Aufenthalte in England. 408

Vier- und fünf und dreyßigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das Beste in diesem Trauerspiele aus Row's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray. 421

Sechs und dreyßigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. P. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey. 441

Sieben und Dreyßigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Leßings. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel. 453

Acht und dreyßigster Brief. Anzeige des Herrn Pr. Uhls Sylloge nova epistolarum. 470

Neun und dreyßigster Brief. Von des Herrn Weisse Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der Dritte. 483

I. Aufsätze

I.

Aufsätze

über das

Theater.

I.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Beytrage

zur Historie und Aufnahme des Theaters. *)

Vorrede.

Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Wercken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärfste Kritik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen. Wir trauen unsern Lesern mehr Geschmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, sie ihnen zu nennen. Es sind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauspiel und das Trinklied, eines so wohl wie das andere, haben ihre Geister gefunden. Nur in der Menge dieser Geister muß unser Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe sich nur, den guten Geschmack allgemein zu machen, so wird auch dieser Vorwurf wegfallen. Dieses letztere ist eine Zeitlang

*) Stuttgard 1750.

die Absicht unterschiedener Monatschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglüklichen und verwegenen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtentheils Zeiten der Kindheit unsers guten Geschmacks gewesen. Kindern gehöret Milch, und nicht starke Speise. Von Weisen auf Hallern wäre ein allzugroßer Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmacke eben so gefährlich seyn können, als es einem Kinde seyn würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nöthig, die eben so weit unter dem einen, als über den andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt, und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden. Eines ist nur zu bedauern, nämlich, daß meistentheils die Einrichtung dieser Monatsschriften nicht vergönnet hat, sich in alle Theile, besonders der Poesie gleich weit einzulassen. Wir

wollen nur den dramatischen Theil anführen. Hat dieser nicht allezeit den kleinsten Theil darinn eingenommen? In vielen hat man gar nicht daran gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigsten vergessen sollen, da er die meisten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalstücke hätte vorlegen sollen. Hierzu gehört allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten, und der Ausländer darinn näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiäner, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzosen hat man durch häufige Uebersetzungen sich eigen zu machen gesucht. Dadurch hat man aber unser Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen. Wenn man auch nur in das theoretische der Schaubühne sich etwas eingelassen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meisten Lehrbüchern der Dichtkunst auszufüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch besser stehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter, und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern seyn unterstützt worden. Denn wie wir schon gesagt, dazu sind die Monatschriften:

sie breiten den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus, und ermuntern zur Nacheiferung.

Diese Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man versäumt hat. Wir wollen uns bemühen, so viel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beyzutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in folgenden: Wir wollen theils auf die sehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbesserung ihres Geschmacks, noch Vorschriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erstern wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im Voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft seyn, daß sie nicht zu trennen wären. Die drey Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabene, über die Karaktere, über die Sittensprüche und über andere beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als

der Komödie, werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes seyn. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sey, finden, wollen wir unsre eigene Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beyspielen alter und neuer Meister unterstützt seyn mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuesten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben als tadeln. Wir glauben also, daß Niemand unsere Kritik scheuen werde. Doch, so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sey, vorzustellen. Hierzu werden genaue Karaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komischen und tragischen Dichter machen wollen, dienlich seyn. Wir wollen untersuchen, wie weit sich beyder Witz und beyder Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, an-

belangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italiänischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwey wollen wir unsern Fleiß besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneka thun. Wir wollen sie dabey selbst unter einander vergleichen, und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beyde vor dem Aeschylus, und dieser vor beyden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug seyn, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahmen. Wir wollen dabey mit allem Fleisse diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die

wahre und falsche Art, nachzuahmen sey, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewissen Stücken, dieser vor jenen, daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondere Abhandlungen gewiedmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespear, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bey uns nur dem Namen nach kennt, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Eben so ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendoso, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvoan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonsalez de Bustos und andern. Diese sind alle Männer, die zwar eben so große Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich sehr vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiäner und Holländer nicht vergessen. Von den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von

ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtentheils nur auf die jetztlebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel besonders hat, und von denen jeder meistentheils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italiänern und Holländern aber werden wir nur das, was sie regelmäßiges und eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich seyn, dasjenige festzusetzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigenthümliches habe? Wir glauben ja, und sind so gar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volkes besser zu bestimmen sey, als aus ihrer dramatischen Poesie. Mir wollen dieses an seinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Karakter also, den man daraus von den Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beyzutragen hoffen. Wir hätten gern

noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unsern eignen Stücken mittheilen wollten. Allein der Leser hat noch allzuwenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urtheil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinn unsere Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsere Arbeit eben so scharf zu beurtheilen, als wir es mit andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidene oder unbescheidene Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen so wohl als aus dem andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bey diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet wenn man sie lieset, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige, der durch die blosse Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, biß zu süssen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindung seyn. Er muß schon mehr zu Denken, und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt seyn. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden seyn, wenn durch

die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiger Theil der dramatischen Poesie sey? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsere Aufmerksamkeit eben so wohl, als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können allen nützen, welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu deklamiren, die bey den Alten so hoch geachtet war, theils verlohren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Koscius einzulassen. Wenn man jetziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äusserliche Anstän-

digkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mitgehöre. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie gehöret aber noch mehr, als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes; die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen, ist nicht weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsere Gedanken eröffnen, und die unzähligen Ungereimtheiten, die, in diesen Stücken, noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläuftig genug, und wir würden an Materie so bald keinen Mangel haben: gleichwohl haben wir für dienlich befunden, mit erwähnter Absicht noch eine andere zu verbinden, damit die Abwechslung in unserer periodischen Schrift desto größer, und der Gebrauch desto allgemeiner seyn könne. Es sind nun vier Jahre, daß uns bey dem Beschlusse der deutschen Schaubühne, der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegen gesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschikt dazu seyn würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer voll-

kommenen Größe anwachsen würden. Es ist also um so vielmehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäfte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfodern will. Noch mehr aber würde es zu bedauern seyn, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich ausser ihm derselben jemand unterziehen möchte, wenn er weiß, was für eine weitläuftige Belesenheit, und was für Hilfsmittel dazu erfodert werden. Sollte es aber nicht möglich seyn, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bey der Hand sind; und wenn man diese mit Musse herbeyschaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Mäurer jeden Stein, den er gebraucht, selbst herbeyschaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer seyn, der zur Verfertigung der Geschichte der Schaubühne, alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts überflüßiges oder unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nöthig sind, sammeln. Diese werden theils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall, und die Wiederherstellung der Schaubühne bey allen gesitteten Völkern; theils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten, als der

Schauspieler; theils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken, betreffen. Wir wollen übrigens alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden; und deswegen von den Kirchenvätern anfangen, und biß auf unsere heutige Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Gründen sich diese auf das Beyspiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den jetzigen Zeiten wegfallen; daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsame Eifrer etwas gelinder urtheilen, und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrthum, und durch die Schande mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. So viel ist zwar leider! wahr, daß durch ihr Schmähen bey dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater, und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger als sie, seyn wird, und da sie die Einzigen seyn werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bey diesen historischen Beyträgen, wollen wir vornehmlich auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze, oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind; und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unpartheyische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken, haben viele einen allzuverächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die jetzt Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche, und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen, oder seinen Geschmack allzusehr vereckelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern Lesern einen Auszug machen, von welchen meistentheils nichts als der Titel aus des Herrn Prof. Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leser an, zu urtheilen, ob das, was wir hier versprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen, und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr 10 Bogen, und jeder Band vier Stücke oder ein Jahr aus-

ausmachen *). Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne bey-

*) Schon mit dem ersten Jahre beym Schluß des 4ten Stücks, trennten sich die Verfasser, und Leßing setzte nach einem etwas veränderten Plane 1754 unter dem Titel der theatralischen Bibliothek, diese Arbeit allein fort. Welche aber auch schon mit dem vierten Stücke ihr Ende erreichte, so daß bey weitem das nicht geleistet worden, was versprochen war. Den Innhalt beyder Werke zeige ich hier nach: Der Beyträge erstes Stück. 1) Versuch eines Beweises daß die Schauspielkunst eine freye Kunst sey. 2) Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus; 3) Abhandlung von dem Nutzen und den Theilen des dramatischen Gedichts; aus dem Französischen des P. Corneille übersetzt; 4) Voltaire Gedanken über die Trauer- und Lustspiele der Engländer; 5) theatralische Neuigkeiten; 6) Nachricht von dem Zustande des Theaters in Berlin. Zweytes Stück; 1) die Gefangenen des Plautus; 2) die zweyte Abhandlung aus dem Corneille; 3) Untersuchung, ob man in Lustspielen die Charakter übertreiben dürfe; 4) Nachricht von dem Zustande des Theaters in Dresden; 5) fortgesetzte Nachricht von dem Zustande des Theaters in Berlin; 6) theatralische Neuigkeiten. Drittes Stück; 1) Clitia ein Lustspiel; 2) Kritik über die Gefangenen des Plautus; 3) Nachricht von dem Zustande des Theaters in Paris; 4) S. Werenfels Rede zur Vertheidigung der Schaubühne. Viertes Stück; 1) die Schauspielkunst von Fr. Riccoboni; 2) Corneille dritte Abhandlung von den drey Einheiten; 3) Beschluß der Kritik über die

stehen, oder, wo wir etwann irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im Oktober 1749.

Gefangenen des Plautus; 4) Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande des Theaters in Stuttgard; 5) Nachricht von einem in Freyberg aufgeführten Schauspiele.

Der **Bibliothek erstes Stück**; 1) Abhandlung von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel; 2) Leben J. Thomson; 3) Auszug aus dem spanischen Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando; 4) Auszug aus dem Schauspieler des H. Remond von St. Albine; 5) Leben Destouches; 6) Ueber das Lustspiel die **Juden**. **Zweytes Stück**; 6) von den Trauerspielen des Seneka; 8) Riccoboni Geschichte der italiänischen Schaubühne; 9) Auszug aus den italiänischen Trauerspielen Sophonisbe und Rosemond; 10) Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena. **Drittes Stück** 11) Du Bos von den theatralischen Vorstellungen der Alten. **Viertes Stück**; 12) Geschichte der englischen Schaubühne; 13) von J. **Dryden** dramatischen Werken; 14) Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italiänischen Theaters, von Riccoboni.

II.

Ob die Schauspielkunst eine freye Kunst sey?

Wir werden uns in unsrer vorhabenden Monatschrift, so wohl mit dem Theater, als mit der theatralischen Dichtkunst beschäftigen. Wir werden die Geschichte, die Tugenden und Fehler der Schauspieler so wohl bekannt machen, loben und tadeln, als die theatralischen Stücke selbst. Wir schätzen die Ausübung theatralischer Stücke auf der Schaubühne für keinen unwürdigen Gegenstand des Nachdenkens und der Kritik. Es ist von regelmäßigen Schaubühnen die Rede, oder wenigstens von solchen, deren Aufseher sich der Regelmäßigkeit befleißigen. Alle diejenigen Schaubühnen werden also außer der Sphäre unsrer Betrachtungen seyn, auf welchen sich nicht anders, als von ohngefähr, ein gutes Schauspiel sehen läßt, auf welchen das Geschrey des Hanswursts und seiner Kameraden, die Vernunft und den guten

Geschmack übertäubet und die Dummheit entzücket; auf welchen die kurieusen, extragalanten Haupt- Staats- und Heldenaktionen das Bürgerrecht noch haben, und kurz, welche Verstand und Sitten verderben. Die regelmäßige Schaubühne, wo ein edles Herz gerühret, ein geläuterter Verstand unterhalten und derjenige Zweck erreichet wird, welchen sich die besten theatralischen Dichter vorsetzen, ist es, auf welche wir, mit allen Vernünftigen, unsre Aufmerksamkeit wenden werden. Wir sind so sehr von dem Werthe derselben eingenommen, daß wir die Schauspielkunst nicht nur für eine Kunst, sondern so gar für eine freye Kunst halten.

Da die Erklärung der freyen Künste oder schönen Wissenschaften selbst noch so unbestimmt ist, so ist es kein Wunder, daß man auch ihre Eintheilung noch nicht fest gesetzt hat, und noch nicht weiß, wieviel ihrer sind. Die Alten setzten ihre Anzahl auf sieben; ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil dieses ihre heilige Zahl war. Seit dem die Ehrfurcht für diese Zahl verschwunden ist, macht man sich kein Gewissen daraus, einige von den freyen Künsten, z. E. die Rechenkunst und die Grammatik, dieses Titels zu berauben. Es folgt aber daraus nicht, daß ihrer nicht dennoch noch sieben, wo nicht gar mehr seyn können. Ich will versuchen, ob ich die

Schauspielkunst zu dieser Würde erheben kann. Ich habe mich schon anderwärts hierüber erklärt. Hier will ich diesesmal das, was ich damals gesagt habe, größtentheils nur wiederholen, künftig aber, in einer besondern Abhandlung, mich in einzelnere Umstände einlassen.

Ich beziehe mich auf das, was ich gleichfalls ehemals, zur Bestimmung des Unterschieds zwischen den schönen and höhern Wissenschaften, vorgebracht habe. Ich werde es hier nur kürzlich wiederholen; den fernern Beweis aber davon, wenn es nöthig seyn sollte, auch noch künftig einmal in dieser Monatschrift ausführen.

Eine erlernte Beschäftigung, welche nur ein Werk des Gedächtnisses ist, und wobey der Witz und die Beurtheilungskraft wenig, oder gar nichts zu thun haben, ist keine Kunst, sondern ein Handwerk. Ein Schneider hat es sich gemerket, wie sein Meister ein Kleid zugeschnitten und zusammen genähet; und wenn er dieses kann, so kann er ein Handwerk, und er ist ein Handwerksmann. Keine Handthierung kann den Witz ganz und gar entbehren. Wenn aber gleich etwas Witz dabey vonnöthen ist, so ist sie deßwegen doch noch keine Kunst. Ein Schneider muß allerdings Witz haben, wenn er geschickte Patronen verfertigen und wenn er aus ei-

nem streifigten oder geblümten Zeuge ein Frauenzimmerkleid, z. E. eine Adrienne, wie sichs gehört, verfertigen will, daß nemlich die Streifen oder Blumen auf beyden Seiten gegen einander passen, und eine Symetrie untereinander haben. Eine Fertigkeit hierinne macht ihn aber noch nicht zum Künstler. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung eines Uhrmachers, Gärtners u. d gl. beschaffen. Ein Gärtner muß schon viel Beurtheilungskraft und Witz anwenden, wenn er das Land recht zurichten, allerley Arten von Früchten und Blumen hervorbringen und geschickte Zierrathen eines Gartens erfinden will. Dabey ist nicht alles handwerksmäßig, nämlich so, daß er nur allemal alles so machen dürfte, wie er es von seinem Lehrherrn gelernet hat. Er muß selbst denken, wenn er in seinem Gartenbau glücklich seyn will. Wo also schon so viel von den höhern Kräften der Seele vonnöthen ist, wie bey der Gärtnerey, eine solche Handthierung muß man eine Kunst nennen.

Auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit stehen die freyen Künste. Eine freye Kunst ist eine Kunst, zu deren Erlernung und Ausübung das Gedächtniß nicht wesentlich erfordert wird, sondern der Witz und die Beurtheilungskraft, und zwar vornemlich der Witz. Ein Verfertiger mathemati-

scher, physikalischer und mechanischer Instrumente z. E. ist ein Künstler. Ohne Witz und Beurtheilungskraft kann dieser seine Kunst weder lernen, noch ausüben; diese beyden Seelenkräfte hat er also wesentlich dazu nöthig: allein das Gedächtniß ist ihm eben so unentbehrlich dabey. Z. E. einerley Art von Instrumenten zu verschiedenen Nebenabsichten zuzurichten, dazu ist das blosse Gedächtniß nicht hinlänglich. Der Künstler hat nur eine oder etliche wenige Arten eines Instruments von seinem Lehrmeister machen gelernet. So oft aber ein solch Instrument mit einer Veränderung, die ihm noch unbekannt ist, bey ihm bestellt wird, so kann er es durch das Gedächtniß allein nicht zu Stande bringen. Sein Witz muß die Art und Weise erfinden, die verlangte Veränderung an dem Instrumente geschickt anzubringen. Wenn z. E. ein solcher Künstler noch keine andere Art von Luftpumpen gemacht hätte, als die mit dem Rade, und er sollte hernach eine mit Stiefeln machen, und es würde ihm nur eine undeutliche Beschreibung davon gemacht: so muß er das, was ihm in der Beschreibung zu dieser Maschine noch fehlt, dazu erfinden. Zuweilen werden ganz neue Gattungen von Instrumenten uud Maschinen erdacht. Man beschreibt sie dem Künstler: dieselben aber wirklich zu

verfertigen, muß er noch vieles durch seine Beurtheilungskraft und durch seinen Witz hinzuthun. Ja zuweilen verlangt ein Naturkündiger von dem Künstler, er soll ihm ein Instrument machen, womit er gewisse Versuche anstellen kann, welche einen gewissen physikalischen Satz erläutern oder beweisen. So wollte z. E. einsmals ein physikalischer Experimentmacher von einem Künstler ein Instrument gemacht haben, womit man zeigen könnte, was ein Körper, welcher durch eine zusammengesetzte Bewegung fortläuft, für eine Linie beschreibt. Der Künstler erfand und verfertigte dieses Instrument. Es ist also die Beurtheilungskraft, und besonders der Witz, den Künstlern unentbehrlich; überhaupt aber haben sie auch zu Erlernung und Ausübung ihrer Kunst das Gedächtniß gleich nöthig. Mit den freyen Künsten aber hat es eine andre Bewandtniß. Ohne Gedächtniß kann man sie zwar auch weder lernen, noch ausüben: doch dient dasselbe nicht zum Wesentlichen in den freyen Künsten; und wer nur das Gedächtniß dabey braucht, der ist von einem Handwerker, oder höchstens von einem Künstler, nicht unterschieden. Ein Maler, welcher nur abkopieren, und keine Portraite machen kann, ist eigentlich nur ein Handwerksmann. Er hat dieses Malen mechanisch gelernt, und er übt es auch, durch Hülfe des Gedächtnisses, mechanisch aus. Ein Ma-

ler, welcher selbst Gemälde erfinden, und alles, was ihm vorkömmt, nach dem Leben zeichnen kann, der ist Besitzer einer freyen Kunst. Denn zu beyden gehöret Beurtheilungskraft, und vornemlich Witz. So können sich auch nur diejenigen Musikverständigen, welche Komponisten sind, rühmen, daß sie eine freye Kunst können. Es ist hierzu nicht genug, ein musikalisches Stück vom Blatte wegspielen oder singen zu können. Dazu gehöret fast nur das Gedächtniß. Die wenige Beurtheilungskraft und der wenige Witz, welche dazu nöthig sind, machen diese Fähigkeit zwar zu einer Kunst, aber nicht zu einer freyen Kunst; und die diese Kunst können, sind nur Musikanten. Die Komponisten hingegen sind Musikverständige. Ihre Fähigkeit zeiget sich in der Melodie und Harmonie, als in welchen beyden Stücken die Musik bestehet. Die Melodie erfordert viel Witz, und die Harmonie eine gute Beurtheilungskraft. Weil die Melodie das Vornehmste und Wesentlichste dabey ist, und also mehr der Witz, als die Beurtheilungskraft zur Musik erfordert wird, so ist sie ohnstreitig eine freye Kunst.

Ich wiederhole es also noch einmal, daß diejenige Fertigkeit eine freye Kunst ist, zu deren Ausübung mehr Witz und Beurtheilungskraft, als Gedächtniß, und mehr Witz, als Beurtheilungskraft,

erfordert wird. Eine jede Fertigkeit also, welche diese Eigenschaften hat, wird eine freye Kunst seyn. Ich will dieses gegenwärtig von der Schauspielkunst beweisen.

Unter der Schauspielkunst verstehe ich eine Fertigkeit, alle Arten guter Schauspiele auf der Schaubühne so vorzustellen, wie es der Innhalt derselben erfordert. Diese Fertigkeit hat einen weitläuftigen Umfang; und wenn man alles, was dazu gehöret, wohl erwäget, so wird man, was das wesentliche dabey anbetrift, nichts handwerksmäßiges darinne finden; ja sie wird auch über die Sphäre der Künste erhaben seyn.

Es theilet sich aber die Schauspielkunst in zwey Haupttheile. Diese sind 1) die Vorbereitung zu den Vorstellungen der Schauspiele; und 2) die Vorstellungen der Schauspiele selbst. Zu den Vorbereitungen der Vorstellungen gehöret alles, was vor der Vorstellung selbst vorhergehet, und ohne welches diese nicht von statten gehen würde. Das erste und vornehmste ist eine geschickte Angebung, Anlegung und Einrichtung einer Schaubühne, nebst dem dazu gehörigen Schauplatze. Man muß hier so wohl, als bey einem jeden Gebäude, nach Beschaffenheit des dazu vorhandenen Platzes, und nach den besondern Absichten, die man dabey hat, alles dieses mit viel Beurtheilungskraft überlegen; der Witz muß allerley

Entwürfe erfinden, und die Beurtheilungskraft muß den besten davon erwählen. Man hat nicht etwann ein allgemeines Modell für alle und jede Schaubühnen, daß man sich hier mit dem Gedächtnisse behelfen könnte. Dieses hat wenig oder gar nichts darein zu sprechen: der Witz aber hat das meiste dabey zu thun. Ein Kennzeichen einer freyen Kunst. Nächst der Anlegung und Aufrichtung einer Schaubühne überhaupt, ist die Erfindung und Angebung der Flügel und Prospekte kein Werk für das Gedächtniß. Der Maler kann hiebey nicht alles thun. Der Herr des Theaters muß den Pinsel dieses seines Werkzeuges nach seinen Absichten regieren. Die Theatergemälde sind von andern Gemälden ganz unterschieden. Es ist hier keine einzelne Fläche, auf welcher der Maler seine gewöhnliche Kunst zeigen kann. Es sind deren viele; und auf jeder ist nur ein Stück von dem ganzen Gemälde, welches das Theater vorstellt. Die Vereinigung und Uebereinstimmung dieser Theile des Gemäldes, damit sie in gehöriger Entfernung als ein Ganzes erscheinen, kömmt auf die Stellung der Flügel und der Prospekte untereinander an: diese aber beruhet auf dem Herrn des Theaters; und er muß also auch hier durch Witz und Beurtheilungskraft das seinige thun.

Ich will von den Vorbereitungen nur noch der

Kleider gedenken. Es ist nicht genug, daß ein Theaterherr römische, griechische, türkische, amerikanische, spanische und französische Kleider, kurz, Kleider von allen Völkern und Zeiten hat: sie müssen auch an gehörigen Orten und auf rechte Art auf das Theater gebracht werden. Sie müssen die auf dem Theater nöthige Wahrscheinlichkeit unterstützen, den Zuschauern aber keinen Eckel und Verdruß erwecken. Es ist nicht genug, daß bey einer türkischen Handlung türkische Kleider auf das Theater gebracht werden: sie müssen auch so beschaffen seyn, daß sie zugleich der Handlung eine Wahrscheinlichkeit und dem Theater ein Ansehen geben. Die blosse Wahrscheinlichkeit zu beobachten, sollten es ganz schlechte flüchtige Kleider seyn, welche die Füsse, den Hals und die Brust, fast bis an den Nabel unbedeckt lassen. Wer wird aber solche Trachten auf dem Theater dulden können? Wenn man Römer in ihrer ordentlichen alten römischen Tracht auf das Theater bringen wollte, so müßte man sie in bloßen Köpfen und mit nackenden Aermen auftreten lassen. Die Peruaner in der Alzire des Herrn von Voltaire, müßten beynahe ganz nackend gehen, wenn man die Wahrscheinlichkeit aufs höchste treiben wollte, und ihre Tracht müßte eine Tracht wilder Menschen seyn, welche in einem Trauerspiele gar einen abgeschmack-

ten Anblick verursachen und die Zuschauer unmöglich in den Affekt kommen lassen würde, welchen ihre Reden und Handlungen an sich hervorbringen. In diesen und dergleichen Fällen muß eine geschickte Veränderung der Trachten geschehen: sie muß aber so beschaffen seyn, daß sie der Wahrscheinlichkeit, so viel möglich, keinen Abbruch thut. Mit was für Beurtheilungskraft muß hier nicht die Wahl dieser theatralischen Trachten unternommen werden! Und was für Witz ist nicht vonnöthen, so geschickte Trachten zu erfinden, welche Wahrscheinlichkeit und Ansehen vereinigen, und den Zuschauern zugleich die Handlung des Schauspiels glaublich machen, und die Wirkung, die es in ihren Herzen thun soll, nicht verhindern! Gewiß, hierzu wird eine mehr, als kunstmäßige Fertigkeit, erfordert. Die Verfasser der Schauspiele schreiben es den Komödianten selten oder niemals ausdrücklich vor, was sie für jede Person ihrer Schauspiele für Kleider wählen sollen. So verschieden die Karaktere sind, so verschieden sind auch fast die dazu gehörigen Trachten. Die Karaktere legt der Verfasser des Schauspiels den Komödianten vor. Der Aufseher derselben aber muß die Fähigkeit besitzen, dieselben einzusehen, zu beurtheilen, und gehörige Trachten dazu zu erfinden. Wenn dieser den Sganarelle in der Männerschule

des Moliere als einen Stutzer, und den Kliander in dem Unschlüßigen des Destouches in altväterischen und nachläßigen Kleidern wollte auftretten lassen, würde das nicht ein Stück aus der verkehrten Welt seyn? Der Herr von Masuren im poetischen Dorfjunker des Destouches ist ein eingebildeter Pedant; Steifenthor im lüderlichen Sohne des Herrn von Voltaire ein gravitätischer Petitmaitre; Argon im molierischen Kranken in der Einbildung ein Mann, der, was seine Bequemlichkeit anlangt, sich nichts für übel hält. Alle diese und dergleichen Karaktere erfordern besondere Trachten. Ein Aufseher eines Theaters muß also hierinne eine besondere Fähigkeit besitzen, eine gute Wahl zu treffen, damit die Zuschauer nicht durch das Gehör, sondern auch durch das Gesicht empfinden, daß diese Personen das sind, was sie sind: ausser dem werden gar öfters die Augen die Ohren Lügen strafen, und was ein Sinn gut macht, das wird der andere verderben; daß es also beßer wäre, die Schauspiele zu lesen, als sie vorstellen zu sehen.

Ich komme nun auf das andere Stück der Schauspielkunst, nämlich auf die Vorstellung der Schauspiele selbst. Diese kömmt nun nicht auf den Aufseher des Theaters, in so fern er dieses ist, sondern auf die Komödianten selbst, an. Sie bestehet in einer

geschickten Aussprechung aller Perioden, Ausdrücke und Wörter, und in geschickt angebrachten Mienen, Geberden und Stellungen. Dieses läßt sich gewiß nicht auf eine handwerksmäßige Art in das Gedächtniß fassen. Eine jede spielende Person muß alles genau verstehen, was sie sagt, und die dazu gehörigen Töne der Stimme und Bewegungen des Leibes und der Gliedmaßen deutlich vorstellen. Denn selten oder niemals steht ein Komödiant in derjenigen Gemüthsverfassung und in demjenigen Affekte, welchen der Verfasser des Schauspiels der Person, die er spielet, beygelegt hat. Nun wird man aber allemal sehen, daß ein sich selbst gelassener Mensch, wenn er etwas, worinnen ein besonderer Affekt oder Karakter liegt, lieset, oder auswendig hersagt, dieses so verrichtet, daß er in andern durch sein Lesen oder Hersagen nicht die geringste Empfindung dieses Affekts verursachet. Ein Schüler, der einen auswendig gelernten Spruch, oder eine Ode aus dem Horaz hersagt, redet in einem Tone, und steht da, wie eine Bildsäule. Es ist einerley, ob man auf diese Art etwas höret, oder ob man es bey einer Pfeife Tobak mit untergestämten Armen lieset; ja es ist noch schlimmer. Wenn nun gleich solche in der Beredsamkeit der Töne, Mienen, Geberden und Stellungen ganz Unwissende durch mühsames Eintrich-

tern und Einbläuen, nach hundert und aber hundertmaliger Uebung, endlich ihren Spruch oder ihre Ode mit einigem Nachdrucke hersagen; so ist dieses doch nur was mechanisches: und so bald sie einen andern Affekt ausdrücken sollen, müssen sie ihn auch wieder so handwerksmäßig ausdrücken lernen. Dieses ist für theatralische Redner keine Sache. Viele derselben müssen in einem Monate wohl zwanzigerley Karaktere und Affekten ausdrücken. Wie würden sie da zurechte kommen, wenn sie diese alle so schülermäßig in das Gedächtniß fassen sollten? Da dieses nun gänzlich unmöglich ist, so müssen sie eine gute Einsicht in die von ihnen auszudrückenden Karaktere und Affekten besitzen. Sie müssen dasjenige ausdrücken, was sie nicht empfinden, und doch auch nicht auswendig gelernt haben. Muß ihnen nicht eine reife Beurtheilungskraft und ein lebhafter Witz hierzu behülflich seyn? Rechnet man es, und zwar mit Recht, den Dichtern als eine besondere Fähigkeit ihrer höhern Seelenkräfte an, daß sie sich in einen fremden Affekt setzen und das schreiben können, was sie nicht empfinden; daß sie die Tugend reizend abschildern können, wenn sie gleich selbst nicht tugendhaft sind; daß ihr Witz weinen kann, wenn ihr Herz lachet, daß ihre Erfindungen diejenigen biß in den Himmel erheben können, welche ihre Empfindungen

bis in den Abgrund verdammen: warum soll man den spielenden Personen auf der Schaubühne nicht gleiches Recht wiederfahren lassen, da sie eben dergleichen thun?

Was folget aus allem diesem? Dieses, daß die Schauspielkunst eine freye Kunst ist. Nur die Feinde des Theaters werden dawieder viel einzuwenden finden, oder vielmehr einzuwenden suchen.

Man gestehe doch also der edlen Schauspielkunst denjenigen Vorzug zu, der ihr gebühret! Man halte sie nicht mehr für einen niederträchtigen Gegenstand niederträchtiger Seelen, und mache sich nicht dadurch den schändlichen Vorwurf einer groben Unwissenheit! Man besuche das Theater fleißig, und bringe ein unpartheyisches Herz und einen gesunden Verstand mit! Mehr braucht es nicht, völlig auf meine Seite zu treten, und einer Sache ihr Wesen nicht länger streitig zu machen, welche doch an sich selbst allezeit das bleibt, was sie beständig gewesen ist. Es scheint, als ob man in Frankreich schon zu Ludwigs des XIV. Zeiten von meiner Meynung überzeugt gewesen wäre, da die Komödianten von dem Theater an die königliche Tafel giengen, und da der, welcher für verständig gehalten seyn wollte, ein Verehrer der Schauspiele seyn mußte.

Aber wie seufzet nicht noch immer bey uns die be-

trogene und die betrügende Einfalt um die Wette über die Verdammlichkeit der Schaubühnen! Ja, nur die Einfalt seufzet darüber. Die Schuld liegt nicht an mir, wenn Leute, in welchen man die Tugend und Weisheit leibhaftig zu sehen vermeynet, hierunter begriffen sind! O Schande! daß man da, wo die Tugend und die Weisheit gelehret werden sollen, einen Ort muß verdammen hören, welcher der Tugend und der Weisheit so lieb und werth ist. Ich bekenne es vor dem Angesichte der ganzen Welt, daß ich unter diesem Orte die Schaubühne verstehe. Möchten doch diese meinen Mitbürgern so schimpfliche Vowürfe, die ich ihnen hier sehr ungern gemacht habe, verlöschen, ehe die vielleicht klügere Nachwelt die Schande unsers Jahrhunderts und unsers Vaterlandes daraus lesen wird! Fürwahr, wäre keine Hoffnung übrig, daß der Einfalt endlich die Augen aufgehen, und die Schaubühnen von jedermann werden verehret werden: so müßte entweder gar keine fernere Aufklärung des Verstandes auf Erden möglich seyn, oder ich müßte, mit einigen der erleuchtesten Männer der jetzigen und der vorigen Zeiten, die Schaubühne für etwas ganz anders ansehen, als was sie ist.

III.

Plautus und der h. Hieronymus.

Der heil. Hieronymus ergötzte sich an den Scherzen des Plautus, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte*). Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was unbegreifliches, noch vielweniger was verdammliches darinn. Darf denn ein Christ kei-

*) Hieronymus in seinem Buche von der Bewahrung der Keuschheit: Post noctium crebras vigilias, post lacrymas, quas mihi præteritorum recordatio peccorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Basler Ausgabe von 1490. findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang diese Aenderung nicht. Und da wir aus andern Stellen versichert seyn können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Leseart um so viel gewisser seyn.

ne Erholung genießen? Ist es denn ein so großer Widerspruch das Laster verlachen, und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich sehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wieder unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt, und uns also nothwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiset, daß er lebendig überzeuget ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vor-

kommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Karakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umstände manchmal etwas Freyes erfordert hätten, ich könnte ihnen sagen, daß vieles von dem, was sie verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sey zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern, allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nöthig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute, außer ihnen giebt, welche die so genannten anstößigen Stellen in den plautinischen Lustspielen, mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwan die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

IV.

Darf man in Lustspielen die Karaktere übertreiben?

Ich weiß, daß eine gewisse Art Kunstrichter diese Untersuchung nicht der Mühe werth achten, und mit einem großen Vertrauen auf ihre gerechte Sache die aufgeworfene Frage mit Nein beantwortet wird. Es sind die allzuhitzigen Verfechter der theatralischen Wahrscheinlichkeit, welche ich wegen meiner Verwegenheit um Verzeihung zu bitten habe, wenn ich sie allenfalls durch diese Untersuchung erzürnen sollte. Nach langer Ueberlegung bin ich endlich auf die paradoxe Meynung gerathen, daß das Uebertreiben der Karaktere in den Schauspielen nicht nur nicht gänzlich zu verwerfen, sondern so gar in gewisser Maaße den theatralischen Dichtern anzupreisen sey.

Die biß zum Eckel angepriesene, wiewohl gegründete Regel, daß man in der Dichtkunst die Natur nachahmen soll, ist billig auch für eine Hauptregel der theatralischen Dichtkunst zu halten. Aber sie wird

von vielen so weit ausgedehnet, und von noch mehrern so übel verstanden, daß sie viele Verfasser der Lustspiele auf die Abwege des Lahmen und Schläfrigen leitet. Wenn man in allen freyen Künsten die Natur schlechterdings nachahmen, und Witz und Kunst niemals zur Verschönerung der Nachahmung zu Hülfe nehmen wollte: was für matte Werke der Kunst würden nicht überall zum Vorschein kommen, und in wie geringer Hochachtung würden nicht die freyen Künste bey jedermann stehen! Ich will nur vorläufig die Musik zum Exempel anführen. Ein Komponist, welcher in Setzung einer Arie bloß die Natur, nach dem Inhalt derselben nachahmet, ohne dabey das mit einzumischen, was in das Gehör fällt, ob man gleich den Grund davon nicht im Text findet, wird selten etwas zum Vorschein bringen, was gefallen wird. Ich habe öfters Arien gehöret, welche mir, wenn ich sie nur habe spielen hören, gar nicht gefallen haben: wenn ich aber hernach den Text dazu gelesen, so habe ich ein Vergnügen über die Nachahmung desselben empfunden, ohne jedoch der Musik selbst meinen Beyfall geben zu können. Ist es aber nicht unstreitig weit besser, die Natur glücklich nachzuahmen, und zugleich so zu setzen, daß auch die Musik an sich selbst den Ohren gefällt? Können aber wohl beyde Absichten zugleich erreichet werden, wenn der

Komponist nicht zuweilen die Natur auf einige Augenblicke zu verlassen scheinet, und die Kunst unterdessen für die Ohren allein arbeiten läßt?

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Karakteren in den Lustspielen. Ein komischer Dichter, welcher in einem Karakter ein gewißes Laster recht verabscheuungswürdig und lächerlich abmalen will, der wird nimmermehr seinen Zweck glücklich erreichen, wenn er niemals dabey die Natur ein wenig aus den Augen verlieren will. Wenn er nichts auf das Theater bringt, als was er in der einfachen Natur findet, so wird er seinen Zuschauern nichts zu sehen und zu hören geben, als was man alle Tage in der Welt sieht und höret. Wer besucht aber deswegen den Schauplatz, damit er das daselbst antreffe, was er außer demselben mehr, als zu häufig findet? Er muß also ungewöhnliche Züge in seine Karaktere einmischen, wenn er die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich ziehen will. Was ist aber das Ungewöhnliche anders, als eine Abweichung von dem Natürlichen?

Ich habe alle Hochachtung gegen den feinen Geschmack, welchen einige witzige Köpfe jetziger Zeit an den mehr tragischen als komischen Lustspielen des Herrn de la Chaussee und seiner Nachahmer finden, und ich weiß nichts an demselben auszusetzen, als dieses, daß man ihn allgemein machen will. Diese Art

Lustspiele hat ihren besondern Werth, und sie giebt weniger Gelegenheit zu Uebertreibung der Karaktere, als die wirklichen komischen Lustspiele: wiewohl mir es nicht schwer fallen würde, zu beweisen, daß der Karakter der Redlichkeit und Zärtlichkeit in einigen bekannten Stücken eines glücklichen deutschen Nachahmers des Herrn de la Chaussee, eben deswegen so sehr gefällt, weil er übertrieben ist. Ich gebe es aber allen unparteyischen Kunstrichtern und wahren Kennern der guten Stücke des alten und neuen komischen Theaters zu bedenken, ob nicht Aristophanes, Plautus und Moliere diejenigen Muster sind, welche man nachahmen muß, wenn man den Ruhm eines Dichters, welcher das wesentliche Komische in seiner Gewalt hat, erlangen will. Eine Komödie, in welcher Scherz und zum Lachen bewegende satyrische Karaktere, Reden und Handlungen fehlen, kann unmöglich eine Komödie heißen, so lange Aristophanes, Plautus und Moliere gute Muster sind. Und daß sie es sind, das wagt doch wohl noch kein Kunstrichter so schlechthin zu leugnen. Das wesentliche Schöne aber in dieser ihren Lustspielen, sind die überaus lächerlichen Abschilderungen der menschlichen Fehler. Und mit was für Grunde wolte man leugnen, daß diese gerades Weges zum Hauptzweck des komischen Theaters führen, welcher ist, die Laster

durch das Abgeschmackte, welches sie an sich haben, bey den Menschen verhaßt zu machen?

Dieses vorausgesetzt, getraue ich mir zu behaupten, daß ein komischer Dichter diesen Zweck nicht erreichen könne, wenn er nicht die Karaktere etwas übertreibt. Es ist wahr, ein jeder Lasterhafte hat etwas lächerliches an sich. Wenn man es aber auf der Schaubühne so laßen wollte, wie es im gemeinen Leben ist: würde man wohl in mancher Komödie über zwey-biß dreymal lachen können? und würde sie also wohl gefallen? Man sehe im gemeinen Leben einen Geizigen an; wir werden viel an ihm wahrnehmen, was uns zum Verdruß, wenig aber, was uns zum Lachen bewegt. Man bringe den Geizigen auf die Schaubühne, und lasse ihn, wie er ist, wird man sich wohl die Mühe nehmen, sich auf dem Schauplatze über ihn zu ärgern? Und wenn dieses auch wäre: wird es gefallen? Und wird es was nützen? Man stelle ihn aber mehr auf der lächerlichen, als auf der verdrießlichen Seite vor: so wird man lachen; die lustige Abschilderung wird gefallen, und man wird den Geiz verachten. Würde uns der Geizige des Moliere wohl so gefallen, wenn Harpagon ein Geiziger aus dem großen Haufen wäre? In seiner Person findet man wohl hundert Geizige beysammen, und unter tausend Geizigen ist wohl kein einziger,

welcher, wie Harpagon, über den Verlust einiger tausend Thaler so unsinnig werden sollte, daß er, aus großer Begierde den Dieb zu greifen, sich selbst greift; daß er sich einbildet, er sey gestorben, und werde begraben; daß er sich wünschet, wieder aufzuwachen, damit er nach seinem Gelde fragen könne; daß er, Gerechtigkeit zu erlangen, die ganze Welt und sich selbst will henken lassen ꝛc. Dennoch gefällt diese Uebertreibung des Karakters eines Geizigen, und sie gefällt selbst Kennern. Denn in einem Lustspiele ist es viel besser, über ein solches Bezeigen eines Geizigen bey einem Verluste etwas zu viel zu lachen, als zu sehen, daß er Steckbriefe nach seinem Diebe ausschickt, und indessen über seinen Verlust weint und winselt. Man sage, ob das nicht einen Karakter glücklich übertreiben heißt? Auf eben diesen Schlag treibt Moliere die Adelsucht des Jourdain in dem bürgerlichen Edelmanne so weit, daß er ihn auf seine alten Tage tanzen, singen, fechten und Sprachen lernen läßt. Wo sieht man dergleichen, oder etwas ähnliches an den Jourdains im gemeinen Leben? Kann man aber Molieren deswegen mit Recht tadeln?

Ich weiß wohl, was man wider die Uebertreibung der Karaktere einwendet. Man sagt, es entstehe dieses Uebel daraus, daß die Lasterhaften unter den

Zuschauern ihr Bild auf dem Theater verkennten, und sich allezeit damit trösteten, daß dergleichen Leute nicht in der Welt wären, und sie also dieses nichts angienge. So urtheilt man, so lange man sich bloß in der Studierstube mit dem Theater beschäfftiget, und so lange man sich die Wirkungen eines theatralischen Stücks nur im Geiste vorstellet. Aber man besuche nur das Theater fleißig; man gebe wohl Acht auf die Zuschauer: so wird man sehen, daß diejenigen Stücke, worinn die Karaktere so matt und gar zu natürlich sind, allemal weniger gefallen und erbauen, als diejenigen, worinn die Karaktere etwas übertrieben werden. Die meisten Gemüther sind zu schläfrig und unempfindlich, als daß sie das Lächerliche und Hassenswürdige fühlen sollten, wenn es nicht recht lebhaft, und lebhafter, als es ihnen täglich vorkömmt, vorgestellet wird, und wenn das, was belustigend rühren soll, den Zuschauern nicht recht handgreiflich gemacht wird. Ueber dieses sind ja die menschlichen Gemüther allezeit mehr geneigt, sich zu sehr über die Fehler anderer aufzuhalten, als zu wenig. Man höre einen aufgeräumten Kopf eine Begebenheit erzählen. Er wird sie allemal übertreiben; und seine Uebertreibungen finden Beyfall, zumal wenn sie zum Lachen Gelegenheit geben; da man indessen doch weiß, wie viel man von der Sache selbst glauben

soll. Kurz, man wird niemals recht komisch schildern, so lange man allzunatürlich schildert.

Wenn man die Molierischen Stücke recht betrachtet, so wird man finden, daß der große Beyfall, den sie erhalten haben, großentheils den übertriebenen Karakteren zuzuschreiben ist. Es ist mir nicht unbekannt, daß ein gewisser Ausländer, und mit ihm gewisse deutsche Kunstrichter, vielleicht aus eben diesem Grunde, fast alle Molierischen Komödien verwerfen, und den einzigen Menschenfeind, und zur Noth den Geizigen, noch so halb und halb wollen gelten lassen. Aber diesen wenigen kann ich den überaus großen Geschmack entgegen setzen, welchen ganz Paris nun fast seit hundert Jahren an Molierens Komödien findet. Von dem Anfange seines Theaters an, bis auf den heutigen Tag, werden keines komischen Dichters Lustspiele in Paris so häufig vorgestellet, als die Molierischen. Räumt man dem französischen Geschmack in so vielen andern Sachen so viel ein: warum soll er dann nur in diesem Stücke nichts beweisen? Ich sage es noch einmal, wer nicht in dem Molierischen Geschmack Komödien schreibt, den kann man, nach Befinden, vielleicht wohl einen guten dramatischen Dichter, aber nimmermehr einen guten Lustspieldichter, nennen.

Ich will indessen gar nicht das Uebertreiben der

Karaktere in so weit anpreisen, daß ich die Doktorpromotion des Argan, die Erhebung des Jourdain zum Mamomouchi u. d. gl. gut heißen sollte. Ich zweifle, daß Moliere selbst diese Zwischenspiele gebilliget hat. Aber man fand damals bey Hofe einen besondern Geschmack an den Zwischenspielen, und Moliere mußte sich darnach bequemen. Man lasse sie nur weg, und verändere etwas weniges in den Lustspielen selbst, so wird auch dieses allzusehr Uebertriebene und wirklich Fehlerhafte wegfallen.

V.

Ueber das weinerliche oder rührende Lustspiel. *)

Neuerungen machen, kann so wohl der Karakter eines großen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich, oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bey jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bey diesem der Eckel. Das Genie will mehr thun, als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieses für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unpar-

*) Vorrede zu zwoen Abhandlungen über diesen Gegenstand.

theylichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unsern Zeiten in der dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andere um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmakte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten, man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stifel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel, und seine Widersacher das weinerliche nennen.

Aus der zwoten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel.

Jene ist von den Franzosen, und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles Große zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edlen Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloße Anwendung des einen, so schlechtweg gegen den Begriff des andern zu erklären. Das weinerli-

che Lustspiel ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort **weinerlich**, um das Französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jetzt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegriff, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein **weinerliches**, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheinet.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaub ich, zu schliessen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viele schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären: sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andre, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sichrer hierbey gehen, als daß man jeden von diesen Theilen höret, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den

ändern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewißermassen beyde vereinigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, so wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beyde Recht haben.

Der eine ist ein Franzose *), und der andre ein Deutscher **). Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidiget sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden. — — — — — — — — —

Ich will zum Ueberflusse, alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schwankende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rüh-

*) Réflexions sur le comique - larmoyant, par Mr. M. D. C. Tréforier de France & Conseiller au Préfidéal, de l'Académie de la Rochelle 1749.

**) Hr. Prof. Gellert, welcher im J. 1751. bey dem Antritt seiner Professur, durch eine lateinische Abhandlung pro Comœdia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud.

renden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meynet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Karaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Karaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, **Plautus**, hat die **Gefangenen** gemacht und, was noch mehr ist, dem **Philemon** seinen Schatz, unter der Aufschrift **Trinummus** abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im **Moliere** selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von

dem schleunigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exemvel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, Simson, anführt. Freylich muß der Dichter gewiße Staffeln, gewiße Schattierungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nemlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worinn man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, ist ein solches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verstanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert selbst Nein. Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, welches nützlich und für gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kömmt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meynen, daß man den Grad der

Nützlichkeit des neuen Schauspiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maaßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müsse oder nicht? Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chaussee in eine Klasse gesetzt hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern, niemals dem erstern den Ruhm eines vortreflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Karaktere und zärtliche Scenen in seinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche so wohl Tugenden als Laster, so wohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß ist, daß die Erstern von den Letzten an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren, beynahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmet das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist

es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das was es beobachten muß, sondern beydes zugleich in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen karakteristische Eigenschaft darinne besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es auserdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird also die andre Abweichung bestehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßerung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die

den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte: das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erstern in eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterscheid zwischen beyden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bey dem einen nicht durch die Schaam erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung, und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheinet die Regel des **Kontrasts**, oder der **Abstechung**, geflossen zu seyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß sie auch darinne ge-

gründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Karaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meynen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nemlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellet; und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt sie machten die Hälfte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Hr. Prof. Gellert selbst an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßerung erfolgen könne, sehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Gesinnungen, und der großmüthigen Thaten, die er siehet und höret, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er ist, und bekömmt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr willkührliches, und man könnte unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer

Komödie geben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sondern bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beyde zuwohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des Letztern, nicht noch genug lächerliche Karaktere und satyrische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bey Gellert nur die meisten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verschiedene Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterscheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meynung vor aller Mißdeutung zu sichern.

VI.

Der Schauspieler

nach

Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieses Werk des Herrn von Sainte Albine zu übersetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Uebersetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn so unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unsre Schrift ist schon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Oktav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfasser weiter keine Nachricht geben, als daß er selbst kein Schauspieler ist, sondern ein Gelehrter, der sich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meisten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich schliesse dieses aus seinem Aufsatze fur le Laminage (vom Blechschlage)

wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauspieler ist, wie gleich auf dem Titel gesagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen besteht. Zu diesen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert sich der Verfasser, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen sey, ein eigentliches Buch über die Kunst Tragödien und Komödien vorzustellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. —— —— Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Komplimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst rühmt sich die „Mahlerey, daß sie die Leinewand belebe; es kom„men aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke. „Die dramatische Dichtkunst hingegen, giebt den „Wesen, welche sie schafft, Gedanken und Empfin„dungen, ja so gar, vermittelst des theatralischen „Spiels, Sprache und Bewegung. Die Mahlerey

verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne „fesselt die Augen, das Gehör, den Geist und das „Herz. Der Mahler stellt die Begebenheiten nur „vor. Der Schauspieler läßt sie auf gewiße Weise „noch einmal geschehen. Seine Kunst ist daher eine „von denjenigen, welchen es am meisten zukömmt, „uns ein vollständiges Vergnügen zu verschaffen. „Bey den übrigen Künsten, welche die Natur nach„ahmen, muß unsre Einbildungskraft ihrem Unver„mögen fast immer nachhelfen. Nur die Kunst des „Schauspielers braucht diese Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuscherey unvollkommen ist, so liegt „es nicht an ihr, sondern an den Fehlern derjenigen, „welche sie ausüben. —— —— Hieraus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müßen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur muß den Schau„spieler entwerfen. Die Kunst muß ihn vollends „ausbilden.

Nach diesen zwey Punkten ist das ganze Werk ge-

ordnet. In dem ersten Theile nemlich, wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müßen.

Der erste Theil sondert sich wieder in zwey Bücher ab. Das erste Buch macht verschiedene Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauspielern überhaupt unentbehrlich sind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieser oder jener Rolle insbesondere erfordert werden.

Wir wollen das erste Buch näher zu betrachten anfangen. Es besteht aus vier Hauptstücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erste Hauptstück untersucht, ob es wahr sey, daß es vortrefflichen Schauspielern an Witze gefehlt habe: Man glaubt zwar fast durchgängig, daß man sich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauspieler wohl in seiner Kunst vortreflich seyn, wenn er nicht, in allen verschiedenen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deßen, was sich schickt, muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, daß er alle

„Schönheiten seiner Rolle faßt. Er muß die wahre „Art, mit welcher jede von diesen Schönheiten aus„zudrücken ist, unterscheiden. Nicht genug, daß er „sich bloß in Affekt setzen kann; man verlangt auch, „daß er es niemals als zur rechten Zeit, und gleich „in demjenigen Grade thue, welchen die Umstände „erfordern. Nicht genug, daß sich seine Figur für „das Theater schickt, daß sein Gesicht des Ausdrucks „fähig ist, wir sind unzufrieden, wenn sein Ausdruck „nicht beständig und genau mit den Bewegungen zu„sammen trifft, die er uns zeigen soll. Er muß nicht „bloß von der Stärke und Feinheit seiner Reden „nichts laßen verlohren gehen; er muß ihnen auch „noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen „Aussprache und Aktion geben können. Es ist nicht „hinreichend, daß er bloß seinen Verfasser treulich „folgt; er muß ihm nachhelfen; er muß ihn unter„stützen. Er muß selbst Verfasser werden; er muß „nicht bloß alle Feinheiten seiner Rolle ausdrücken; „er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß „ausführen, er muß selbst schaffen. Ein Blick, eine „Bewegung, ist zuweilen in der Komödie ein sinnrei„cher Einfall, und in der Tragödie eine Empfindung. „Eine Wendung der Stimme, ein Stillschweigen, „die man mit Kunst angebracht, haben zuweilen das „Glück eines Verses gemacht, der nimmermehr die

„Aufmerksamkeit würde an sich gezogen haben, wenn „ihn ein mittelmäßiger Schauspieler, oder eine „gemeine Schauspielerinn ausgesprochen hätte. = = = „Der Witz ist ihnen also eben so unumgänglich „nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine „lange Erfahrung auf der Bühne, kann zwar dann „und wann den Mangel desselben verbergen, und „ein Schauspieler ohne Witz kann andre Gaben in „einem hohen Grade haben, und sie oft zufälliger „Weise so glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall „geben müßen. Doch es währt nicht lange, so erin„nert uns wieder ein Mißstand in dem Tone, in der „Bewegung, in dem Ausdrucke des Gesichts, daß „wir seiner Organisation, und nicht ihm den Beyfall „schuldig sind. — Sonst hat man noch bemerkt, daß „man die tragischen Schauspieler weit öfter, als die „komischen des Mangels am Witze beschuldiget hat. „Dieser Unterschied kömmt ohne Zweifel daher, weil „das Feine in dem Spiele der letztern von den gemei„nen Zuschauern leichter kann erkannt werden, als „das Feine in dem tragischen Spiele. Der Witz in „der Tragödie muß sich größtentheils, sowohl bey „dem Verfasser als bey dem Akteur, unter der Gestalt „der Empfindung zeigen, und man hat Mühe, ihn „unter dieser Verkleidung zu erkennen. Und über„haupt geht man nicht sowohl in die Tragödie sei-

„nen

„nen Witz, als sein Herz zu brauchen. Man über„läßt sich den Bewegungen, die der Schauspieler er„weckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er „dazu gelangt ist.“ — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede ist. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Ansehen giebt, kann es ganz wohl großen Schauspielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenste an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret. — Von dem Witze kommt der Verfaser im zweyten Hauptstücke auf die Empfindung. Er untersucht, was die Empfindung sey, und ob sie bey dem tragischen Schauspieler wichtiger sey, als bey dem komischen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verstanden, sondern dieses Wort hat einen größern Umfang, und bedeutet bey den Schauspielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, auf einander folgen zu lassen. Aus dieser Erklärung ist das übrige zu entscheiden. In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenig Leidenschaften, Liebe, Haß, Ehrgeitz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen.

Die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andre überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie: so muß der komische Schauspieler zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandschaft, und von diesem untersucht der Verfasser im dritten Hauptstücke, ob ein Schauspieler dessen zu viel haben könne? Das Feuer besteht nicht in der Heftigkeit der Deklamation, oder in der Gewaltsamkeit der Bewegungen, sondern es ist nichts anders als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammen treffen, um seiner Aktion das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Verstande nun ist es unmöglich, daß eine spielende Person allzuviel Feuer haben könne. „Man „wird sie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Aktion „mit ihrem Karakter, oder mit der Stellung, in „welcher sie sich befindet, nicht übereinkömmt, und „wenn sie, anstatt Feuer zu zeigen, nichts als konvulsivische Verzückungen sehen, und nichts als ein „überlästiges Geschrey hören läßt. Allein alsdenn

„werden Leute von Geschmack ihr nicht allzuviel „Feuer Schuld geben, sondern sie werden sich viel„mehr beklagen, daß sie nicht Feuer genug hat; so „wie sie, anstatt mit dem Publiko bey gewissen „Schriftstellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schrift„steller leihet zum Exempel in einem Lustspiele dem „Bedienten oder dem Mädchen die Sprache eines „witzigen Kopfes; er legt einer Person, welche von „einer heftigen Leidenschaft getrieben wird, Madri„gale oder Sinnschriften in Mund: und alsdenn „sagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu „reden, sollte man vielmehr sagen, er habe nicht „Witz genug, die Natur zu erkennen, und sie nach„zuahmen. So auch mit dem Schauspieler; kömmt „er bey Stellen ausser sich, wo er nicht ausser sich „kommen soll, so ist dieses unnatürlich. Allein er „verfällt in diesen Fehler nicht aus Ueberfluß, son„dern aus Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn „nicht das, was er empfinden sollte; und drückt „das nicht aus, was er ausdrücken sollte. Es ist „daher kein Feuer, was wir bey ihm gewahr wer„den, sondern es ist Ungeschicklichkeit; es ist Un„sinn.“ — Aus diesem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauspieler des Feuers ganz und gar überhoben seyn könne. Unmöglich; wenn man

anders das, was wir angeführt haben, und nicht die blosse äusserliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen, darunter versteht — Bis hierher hat der Verfasser die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die äusserlichen, und untersucht in dem vierten Hauptstücke, ob es vortheilhaft seyn würde, wenn alle Personen auf dem Theater von ausnehmender Gestalt wären? „Gewisse Zuschauer, welche das „sinnliche Vergnügen dem geistigen vorziehen, wer„den mehr durch die Schauspielerinnen, als durch „die Stücke vor die Bühne gelockt. Als Leute, die „nur gegen die Gestalt empfindlich und immer ge„neigt sind, ein liebenswürdiges Gesicht für Talente „anzunehmen, wollten sie lieber gar; daß auch die „alte Mutter des Orgons im Tartüffe, die Ma„dam Pernelle, reitzend wäre.“ — Doch diese Herren verstehen den Vortheil der Zuschauer sehr schlecht, und noch schlechter verstehen sie das, was die Einrichtung der Komödie selbst erfordert. Den erstern verstehen sie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend schöne Gestalten auf dem Theater erscheinen dürften, das Publikum nicht selten die vortrefflichsten Schauspieler entbehren würde, denen es sonst an keiner Art von Geschicklichkeit mangelt. Noch schlechter, wie gesagt,

verstehen sie das, was die Einrichtung der Komö-
die erfordert, nach welcher die äusserlichen Voll-
kommenheiten unter die Akteurs nicht gleich vertheilt
seyn müssen, ja nach welcher es so gar oft gut ist,
wenn gewisse Akteurs einige von diesen Vollkom-
menheiten ganz und gar nicht besitzen. „Regelmäßige
„Gesichtszüge, ein edles Ansehen nehmen uns frey-
„lich überhaupt für eine Person auf dem Theater
„ein; allein es giebt Rollen, welche ihr weit besser
„anstehen, wenn ihr die Natur diese Vorzüge nicht
„ertheilt hat. Ich weiß wohl, daß man, ohne von
„dem Mangel der Wahrscheinlichkeit beleidiget zu
„werden, ja daß man sogar mit Vergnügen eine
„junge Schöne die Person einer Alten, und einen
„liebenswürdigen Schauspieler, einen groben und
„tölpischen Bauer vorstellen sieht. Ich weiß wohl,
„daß wir nicht in die Komödie gehen, die Gegen-
„stände selbst, sondern bloß ihre Nachahmung zu
„sehen = = Gleichwohl aber muß man doch unter
„den Gattungen der komischen Rollen einen Unter-
„schied machen. Einige ergötzen uns durch die blos-
„se Nachahmung gewisser lächerlichen Fehler. Andre
„aber ergötzen uns durch die Abstechung, die sich
„entweder zwischen dem Vorgeben der Person und
„den Beweisen, auf welche sie dasselbe gründet,
„oder zwischen dem Eindrucke befindet, den sie bey

„denjenigen Personen, die mit ihr spielen, machen „sollte, und zwischen dem Eindrucke, welchen sie „wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein Schau„spieler, in den Rollen von der ersten Art, die „Vollkommenheiten hat, die den Fehlern, welche er „nachahmet, entgegen gesetzt sind; desto mehr wis„sen wir es ihm Dank, wenn er uns gleichwohl „eine vollkommene Abschilderung von diesen Fehlern „macht. Je weniger aber, in den Rollen von der „zweyten Art, ein Schauspiel die Vollkommenhei„ten hat, welche die Person, die er vorstellt, ha„ben will, oder welche ihm die andern ausschwei„fenden Personen des Stücks beylegen, desto lä„cherlicher macht er die närrische Einbildung des ei„nen und das abgeschmackte Urtheil der andern, „und desto komischer folglich wird seine ganze Ak„tion. Die Rolle eines Menschen, der nach der „Meynung des Verfassers, mit aller Gewalt den „Titel eines Schönen haben will, wird weit weni„ger belacht werden, wenn sie von einem Komö„dianten gespielt wird, der sich dieses Titels in der „That anmassen könnte, als wenn sie einer vor„stellt, der der Natur in diesem Stücke weniger „zu danken hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, „welcher einen Bedienten für einen Menschen von „Stande ansieht, wird uns weniger ergötzen, wenn

„das gute Ansehen des Bedienten den Irrthum „entschuldigen kann, als wenn er ganz und gar „nichts an sich hat, das ihn rechtfertigen könnte. „Weit gefehlt also, daß es gut seyn sollte, wenn „alle Schauspieler von reizender und ausnehmen„der Gestalt wären; es ist vielmehr unserm Ver„gnügen zuträglicher, wenn sie nicht alle nach ei„nem Muster gebildet sind. Unterdessen aber muß „man diese Maxime nicht allzuweit ausdehnen. „Wir erlauben ihnen zwar, gewisse Vollkommen„heiten nicht zu haben; aber die gegenseitigen Feh„ler zu besitzen, verstatten wir ihnen durchaus nicht. „Sie müssen so gar völlig von gewissen Mängeln „frey seyn, die uns bey andern Personen, die sich „dem Schauspiele nicht widmen, wenig oder gar „nicht anstößig seyn würden. Dergleichen sind, „zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, „übelgestaltene Füsse ꝛc.“ — Zu diesen vier Haupt„stücken fügt der Verfasser noch zwey Anmerkungen, die mit dem Innhalte des ersten Buchs genau ver„bunden sind. Die erste ist diese: Die Schau„spieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben so wenig entübrigt seyn, als in den Hauptrollen. Die Ursache ist, weil in guten Stücken auch die Neben„rollen, nicht etwann zum Ausflicken da sind, sondern

einen Einfluß in das Ganze haben, und sich oft eben so thätig erweisen, als die allervornehmsten Personen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerspielen, habe oft so vortreffliche Stellen, besonders in den Erzehlungen, die ihnen meistentheils aufgetragen werden, zu sagen, daß sie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung ist diese: **Wenn man auch schon die vornehmsten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauspieler erfordert werden, so muß man doch in einem gewissen Alter zu spielen aufhören.** Denn in den Schauspielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menschlichen Natur zu überlegen, und auf uns selbst verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauspielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung seyn wollen; auch muß man gegen Akteurs von ausserordentlichen Gaben einige Nachsicht haben; nur werden diese alsdann so billig seyn, wenn es in ihrer Gewalt stehet, keine andre als solche Rolle zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzusehr abstechen. Frankreich hat es selbst seinem Baron nicht verge-

ben, daß er noch in seinen letzten Jahren so gern junge Prinzen vorstellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauspielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte seyn können.

In dem **zweyten Buche** des **ersten** Theils handelt der Verfasser von einigen Vorzügen, welche gewisse Schauspieler insbesondere haben müssen. Diese Schauspieler sind **erstlich** diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweise, die komischen nennt; **zweytens** diejenigen, welche sich in der Tragödie durch ihre Tugenden unsere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen; und **drittens** diejenigen, welche so wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorstellen. Alle diese haben gewisse besondere Gaben nöthig, welches theils innerliche, theils äusserliche sind. Dieser Eintheilung gemäß macht der Verfasser in diesem zweyten Buche zwey Abschnitte, deren **erster** die innerlichen, und der **zweyte** die äusserlichen Gaben untersucht. Wir wollen uns zu dem **ersten Abschnitte** wenden, welcher aus fünf Hauptstücken besteht. In dem ersten Hauptstücke zeigt er, daß die Munterkeit denjenigen Schauspielern, welche uns zum Lachen bewegen sollen, unumgänglich nöthig sey. „Wenn man,

„sind seine Worte, eine komische Person vorstellt, „ohne selbst Vergnügen daran zu haben, so hat man „das blosse Ansehen eines gedungenen Menschen, „welcher nur deswegen Komödiant ist, weil er sich „seinen Lebensunterhalt auf keine andre Art ver„schaffen kann. Theilt man aber das Vergnügen „mit dem Zuschauer, so kann man sich allezeit ge„wiß versprechen, zu gefallen. Die Munterkeit ist „der wahre Apollo der komischen Schauspieler. „Wenn sie aufgeräumt sind, so werden sie fast im„mer Feuer und Genie haben.“ — Es ist aber hierbey wohl zu merken, daß man diese Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Gesichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragischen Schauspielern die Regel, weinet, wenn ihr wollt, daß ich weinen soll; und den komischen Schauspielern sollte man die Regel geben: Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll. — Das zweyte Hauptstück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden schlecht vorstelle. Unter dieser erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewisser tragischen Schauspieler verstehen, welche auch ausser dem Theater noch immer Prinzen zu seyn sich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Akteurs den allergrößten Männern gleich

schätzen, und lieber gar behaupten möchten, es sey leichter ein Held zu seyn, als einen Helden gut vorzustellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, besteht in einem edlen Enthusiasmus, der von allem was groß ist, in der Seele gewirkt wird. Dieser ist es, welcher die vortrefflichen tragischen Schauspieler von den mittelmäßigen unterscheidet, und sie in den Stand setzt, das Herz des gemeinsten Zuschauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er sich selbst nicht zugetrauet hätte — Mit diesem Enthusiasmus, welcher für diejenige Person gehöret, die Bewunderung erwecken soll, muß derjenige Theil der **Empfindung** verbunden werden, welchen die Franzosen unter dem Namen des **Eingeweides** (d'Entrailles) verstehen, wenn eben dieselbe Person unser Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das **dritte Hauptstück**. „Wollen „die tragischen Schauspieler, sagt der Verfasser, „uns täuschen; so müssen sie sich selbst täuschen. „Sie müssen sich einbilden, daß sie wirklich das „sind, was sie vorstellen; eine glückliche Raserey „muß sie überreden, daß sie selbst diejenigen sind, „die man verräth, die man verfolgt. Dieser Irr„thum muß aus ihrer Vorstellung in ihr Herz über„gehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ih„nen wahrhafte Thränen auspressen. Alsdann se-

„hen wir in ihnen nicht mehr frostige Komödian=
„ten, welche uns durch gelernte Töne und Beweg=
„ungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen
„wollen. Sie werden zu unumschränkten Gebiethern
„über unsre Seelen; sie werden zu Zaubern, die
„das unempfindlichste empfindlich machen können = =
„Und dieses alles durch die Gewalt der Traurig=
„keit, welche Leidenschaft eine Art von epidemi=
„scher Krankheit zu seyn scheinet, deren Ausbrei=
„tung eben so schnell als erstaunlich ist. Sie ist
„von den übrigen Krankheiten darinne unterschie=
„den, daß sie sich durch die Augen und durch das
„Gehör mittheilet; wir brauchen eine mit Grund
„wahrhaft betrübte Person nur zu sehen, um uns
„zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der an=
„dern Leidenschaften ist so ansteckend nicht. Es
„kann sich ein Mensch in unsrer Gegenwart dem al=
„lerheftigsten Zorne überlassen; wir bleiben gleich=
„wohl in der vollkommensten Ruhe. Ein andrer
„wird von der lebhaftesten Freude entzückt, wir
„aber legen unsern Ernst deswegen nicht ab. Nur
„die Thränen, wenn es auch schon Thränen einer
„Person sind, die uns gleichgültig ist, haben fast
„immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir uns
„zur Mühe und zum Leiden gebohren wissen, so le=
„sen wir voll Traurigkeit unsre Bestimmung in

„dem Schicksale der Unglücklichen, und ihre Zu-
„fälle sind für uns ein Spiegel, in welchem wir
„mit Verdruß das mit unserm Stande verknüpfte
„Elend betrachten. = = Dieses bringt den Verfas-
ser auf eine kleine Ausschweifung, welche viel zu
artig ist, als daß ich sie hier übergehen sollte. = =
„Es ist nicht schwer, spricht er, von unsrer Leich-
„tigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben.
„Allein desto schwerer ist es die Natur desjenigen
„Vergnügens eigentlich zu bestimmen, welches wir,
„bey Anhörung einer Tragödie, aus dieser Em-
„pfindung ziehen. Daß man in der Absicht vor die
„Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche uns feh-
„len, daselbst zu borgen, oder uns von denjenigen,
„die uns mißfallen, zu zerstreuen, darüber wundert
„man sich gar nicht. Das aber, worüber man er-
„staunt, ist dieses, daß wir oft durch die Begier-
„de Thränen zu vergiessen dahin geführt werden.
„Unterdessen kann man doch von dieser wunderlichen
„Neigung verschiedne Ursachen angeben, und die
„Schwierigkeit dabey ist bloß, die allgemeinste da-
„von zu bestimmen. Wenn ich gesagt habe, daß
„das Unglück andrer ein Spiegel für uns sey, in
„welchem wir das Schicksal, zu dem wir verur-
„theilet sind, betrachten, so hätte ich einen Unter-
„schied dabey machen können. Dieser Unterschied

„kann hier seine Stelle finden, und er wird uns eine „von den Quellen desjenigen Vergnügens, dessen „Ursprung wir suchen, entdecken. Der Anblick eines „fremden Elends ist für uns schmerzlich, wenn es „nehmlich ein solches Elend ist, dem wir gleichfalls „ausgesetzt sind. Es wird aber zu einer Tröstung, „wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, des„sen Abschilderung er uns vorlegt. Wir bekom„men eine Art von Erleichterung, wenn wir sehen, „daß man in demjenigen Stande, welchen wir be„neiden, oft grausamen Martern ausgesetzt sey, für „die uns unsre Mittelmäßigkeit in Sicherheit stellet. „Wir ertragen alsdenn unser Uebel nicht nur mit „weniger Ungedult, sondern wir wünschen uns „auch Glück, daß wir nicht so elend sind, als wir „uns zu seyn eingebildet haben. Doch daher, daß „uns fremde Unglücksfälle, welche größer als die „unsrigen sind, unsrer geringen Glücksumstände we„gen trösten, würde noch nicht folgen, daß wir in „der Betrübniß über diese Unglücksfälle ein Vergnü„gen finden müßten, wenn unsre Eigenliebe, indem „sie ihnen diesen Tribut bezahlt, nicht dabey ihre „Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch „ihr Unglück berühmt sind, sind es zugleich auch „durch ausserordentliche Eigenschaften. Je mehr „uns ihr Schicksal rührt, desto deutlicher zeigen wir

„daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und „der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu schätzen „wissen, schmeichelt unserm Stolze. Uebrigens ist „die Empfindlichkeit, wenn sie von der Unterscheid„ungskraft geleitet wird, schon selbst eine Tugend. „Man setzt sich in die Klasse edler Seelen, indem „man durchlauchten Unglücklichen das schuldige „Mitleiden nicht versaget. Auf der Bühne beson„ders läßt man sich um so viel leichter für vornehme „Personen erweichen, weil man weis, daß diese „Empfindung durch die allzulange Dauer uns nicht „überlästig fallen, sondern eine glückliche Verän„derung, gar bald ihrem Unglücke, und unsrer Be„trübniß ein Ende machen werde. Werden wir „aber in dieser Erwartung betrogen, und werden „diese Helden zu Opfern eines ungerechten und bar„barischen Schicksals; so werfen wir uns alsdann „zwischen ihnen und ihren Feinden zu Richtern auf. „Es scheint uns sogar, wenn wir die Wahl hätten, „entweder wie die einen umzukommen, oder wie die „andern zu triumphieren, daß wir nicht einen Au„genblick in Zweifel stehen würden, und dieses macht „uns in unsern Augen desto größer. Vielleicht würde „die Untersuchung, welche von diesen Ursachen den „meisten Einfluß in das Vergnügen habe, mit dem „wir in einem Trauerspiele weinen, ganz und gar

„vergebens seyn. Vielleicht wird jede von denselben „nach Beschaffenheit derjenigen Seele auf welche „sie wirken, bald die vornehmste, bald die gering„ste = = = Wir kommen von dieser Ausschweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptstück beweiset, daß nur diejenigen Personen allein, welche gebohren sind zu lieben, das Vorrecht haben sollten, verliebte Rollen zu spielen. „Eine gewisse Sängerin, erzehlt der Verfas„ser, stellte in einer neuen Oper eine Prinzeßin vor, „die gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer „ist; allein sie brachte diejenige Zärtlichkeit, welche „ihre Rolle erforderte, gar nicht hinein. Eine von „ihren Gesellschafterinnen, die der Ursachen ungeach„tet, warum zwey Personen von einerley Profeßion „und von einerley Geschlecht einander nicht zu lie„ben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu ger„ne gewollt, daß sie diese Rolle mit Beyfall spielen „möchte. Sie gab ihr daher verschiedene Lehren, „aber diese Lehren, blieben ohne Wirkung. End„lich sagte die Lehrerin einmal zu ihrer Schülerin: „Ist denn das, was ich von ihnen verlange, „so schwer: Setzen sie sich doch an die Stelle „der verrathenen Geliebte! Wenn sie von ei„nem Menschen, den sie zärtlich liebten, verlas„sen würden, würden sie nicht von einem leb-

„haften

„haften Schmerze durchdrungen seyn: Würden „sie nicht suchen — Ich, antwortete die Ak„trice, an die dieses gerichtet war; ich würde auf „das schleunigste, einen andern Liebhaber zu „bekommen suchen. Ja, wenn das ist, ant„wortete ihre Freundinn, so ist ihre und meine „Mühe vergebens. Ich werde sie ihre Rolle „nimmermehr gehörig spielen lehren.“ Diese Folge war sehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu ist alle Kunst nicht hinlänglich. Man mag sich auch noch so sehr bestreben, das unschuldige und rührende Wesen derselben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben so weit unterschieden seyn, als es die frostigen Liebkosungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberinn sind. Man stellt alle übrigen Leidenschaften unvollkommen vor, wenn man sich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigstens stellt man sie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen schlecht nach, allein man kann doch wenigstens einige von den andern äusserliche Zeichen, durch welche er sich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verschiedenen Rollen schon nicht die Ohren betriegt, so betriegt man doch wenigstens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben

so wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — „Will man, fährt der „Verfasser fort, die Ursache wissen, warum man „zwar die Larve der andern Leidenschaften borgen, „die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf ei„ne sehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man „nicht selbst liebt, oder wohl gar zu lieben nicht fähig „ist, so will ich es wagen eine Vermuthung hierüber „vorzutragen. Die übrigen Leidenschaften mahlen „sich bloß dadurch auf dem Gesichte, daß sie in den Zü„gen eine gewisse Art von Veränderung verursachen; „die Zärtlichkeit hingegen hat, so wie die Freude, „das Vorrecht, der Gesichtsbildung neue Schönhei„ten zu geben und ihre Fehler zu verbessern. Da„her also, daß man uns von gewissen Leidenschaf„ten ein unvollkommenes Bild vorstellen kann, ohne „von ihnen selbst beherrscht zu werden, folgt noch „nicht, daß man auch die sanfte Trunkenheit der „Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, „ohne sie selbst zu fühlen.“ — Aus allem diesen zieht der Verfasser in dem fünften Hauptstücke die Folgerung, daß man sich nicht mehr mit diesen Rollen abgeben müsse, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben sey. Die Wahrheit die„ser Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als

daß es nöthig wäre, seine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinauslauffen. — Wir kommen vielmehr sogleich auf den zweyten Abschnitt dieses zweyten Buchs, worinn, wie schon gesagt, die äusserlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewissen Rollen insbesondere nöthig sind. Es geschieht dieses in vier Hauptstücken, wovon das erste die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewissen Rollen hinlänglich ist, in andern Rollen, welche uns einnehmen sollen, es nicht sey. Bey komischen Schauspielern ist es fast genug, wenn wir nur alles, was sie sagen sollen, hinlänglich verstehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern übersehen. Der tragische Schauspieler hingegen muß eine starke, majestätische und pathetische Stimme haben; der, welcher in der Komödie Personen von Stande vorstellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin spielt, eine bezaubernde. Von der letztern besonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuschauer, alles was sie will machen und von ihrem Liebhaber alles was sie begehrt erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anstatt vieler andern Vorzüge seyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über

das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie bloß sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehöret haben. — Von der Stimme kommt der Verfasser auf die Gestalt und zeigt in dem zweyten Hauptstücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine ansehnliche Gestalt haben müssen. Weil es wahrscheinlich ist, daß die erhabenen Gesinnungen einer Prinzeßinn sie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmäßige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen großen Eigenschaften, zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reizenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefähr zu seinem Alter schickt. In der Komödie aber pflegen wir strenger zu seyn. Weil diese uns in den Gesinnungen und Handlungen ihrer Personen nichts als das Gemeine zeigt, so bilden wir uns ihre Helden auch von keinen so ausnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reizen, und ihre Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bey dem Geschenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des

Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht bloß mit lebendigen Farben abschildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmack dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menschen seufzen sehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Erfindungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber ist zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen lassen. Bey den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen; sondern es ist etwas, was noch mehr als Schönheit ist, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es ist ein ich weiß nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches sie nur umsonst schön ist; es ist eine gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß allezeit rührt, als es gewiß ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. — Gleiche Bewandtniß hat es auch mit denjenigen Personen, welche der Verfasser in Ansehung ihres Standes und ihrer

Gesinnungen über das Gemeine hinaussetzt; ihre äusserliche Gestalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburt gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen, eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weiß in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des Mithridats vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige sagt: Herr, du änderst dein Gesicht, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: Laßt ihn doch ändern. Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und sei-

ner Person befände. — In dem dritten Hauptstücke kömmt der Verfasser auf das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß. Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannikus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Akteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterschied wohl zu verbergen weiß, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. — Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte, viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptstück, welches das vierte ist, und besonders die Mädchen und die Bedien-

ten angehet, hinzu thut. Bey einigen Rollen ist es gut, wenn die Schauspielerinnen, welche die Mädchen vorstellen, nicht allzu jung mehr sind; bey einigen aber müssen sie nothwendig jung seyn, oder wenigstens jung scheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entschuldigung für die unbedachtsamen Reden, welche sie meistentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathschläge, die sie ihren Gebieterinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mädchen eben nicht allezeit jung seyn darf, so muß sie doch immer eine ausserordentliche Flüchtigkeit der Zunge besitzen. Diese Eigenschaft ist besonders in den Lustspielen des Regnards sehr nöthig, wo ohne dieselbe bey verschiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mädchen eine schalkhafte Miene und von den Bedienten Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper schickt sich daher für die Bedienten eben so wenig, als sich für die Mädchen das Stottern schicken würde.

Dieses also wäre der Innhalt des ersten Theils. Er handelt, wie man gesehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich ist, ein guter Schauspieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenstände würden wir unter ihnen entbehren, wenn sie alle so billig gewesen wären, sich darnach zu prüfen. Noch weni-

ger Stümper aber würden wir sehen, wenn diejenigen die diese Prüfung vorgenommen, und darinnen bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommne Schauspieler wären, und nichts mehr als diese natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuschauer zu erzwingen. Sie mögen sich ja nicht betriegen; sie haben aufs höchste nur die Anlage von dem, was sie seyn müssen, und wenn sie sich nicht durch Kunst und Fleiß ausarbeiten wollen, so werden sie zeitlebens auf dem halben Wege stehen bleiben. Wie dieses aber geschehen müsse und worauf sie insbesondere zu sehen haben, handelt unser Verfasser in seinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptstücken besteht, deren Innhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erste Hauptstück untersucht worinnen die Wahrheit der Vorstellung bestehe? Diese Wahrheit bestehet in dem Zusammenflusse aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu betriegen geschickt sind. Sie theilen sich in zwey Klassen. Die einen entstehen aus dem Spiele des Akteurs; und die andern aus gewissen Modifikationen des Schauspielers, in Ansehung seiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er spielt. Die Wahrscheinlichkeiten von der ersten Art, gehören vor-

nehmlich hieher, und bestehen in der genauen Beobachtung alles dessen; was sich geziemt. Das Spiel des Akteurs ist nur alsdann wahr, wenn man alles darinnen bemerkt, was sich für das Alter, für den Stand, für den Karakter und für die Umstände der Person, die er vorstellt, schicket. Diese Wahrheit aber theilt sich in die Wahrheit der Aktion, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der ersten handelt das zweyte Hauptstück. Diese Wahrheit ist oft diejenige gar nicht, welche dem Schauspieler zuerst in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufzug II. Auftritt 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: Du bist dabey, meine Tochter. Verschiedne Schauspieler glauben diese Stellung recht pathetisch auszudrücken, wenn sie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein diese Aktion ist ganz wider die Wahrscheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieses zu seiner Tochter gesagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit sie den tödlichen Schmerz, der sein Herz zerfleischte, nicht darinne lesen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattierungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Aktion bestehet, zeigt sich besonders in den ver-

wickelten Stellungen. Der Verfasser verstehet unter dieser Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Person entgegengesetzten Absichten ein Genüge thun muß. In diesem Falle ist Isabelle in der Männerschule, wenn sie sich zwischen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem sie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas spricht, was sich der andre annehmen soll. Die Schauspielerinn, die dieses spielt, hat sehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuschauer weder allzuwenige Vorsicht in Ansehung ihres Eifersüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptstücke betrachtet der Verfasser die zwey vornehmsten Stücke der Aktion; die Mienen nehmlich und die Gestus. Beyde müssen hauptsächlich wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht so weit gehen, daß er sein Gesicht dadurch verstellet. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beyden Eindrücken, wie man sie empfinden soll, so wird sie sich ohne Mühe in den

Augen abmahlen. Muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todesschlafe reissen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Mienen verrathen. — Die Gestus theilt der Verfasser in zwey Arten; einige, spricht er, haben eine bestimmte Bedeutung, andre aber dienen blos die Aktion zu beleben. Die erstern sind nicht willkührlich, sondern sie machen eine gewisse Sprache aus, die wir alle reden, ohne sie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verstehen können. Die Kunst kann sie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; sie kann sie aufs höchste nur ausputzen, und den Schauspieler lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komische wenigere heftige Gestus erfordert, als das niedrig Komische; und das Tragische noch wenigere, als das edle Komische. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn sie sich selbst gelassen ist, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernsthaftigkeit eines zu beobachtenden Ansehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Gestus anbelangt, so müssen sie wenigstens eine Art des Ausdruckes haben; sie müssen nicht studirt seyn, und müssen oft abgewechselt werden. Bey denjeni-

gen komischen Rollen, bey welchen man gewissermaaßen die Natur nicht vor sich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Krispins, der Pourceaugnacs und andre sind, thut man wohl, wenn man seinen Vorgänger in denselben, dessen Art Beyfall gefunden hat, so viel wie möglich nachahmet. Vielleicht ist es gut, wenn man manchmal auch sogar dessen Fehler nachahmet, um den Zuschauern die Aktion desto wahrer scheinen zu lassen.

Von der Aktion kömmt nunmehr der Verfasser in dem vierten Hauptstücke auf die Recitation und derselben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß sie die Deklamation ihrer dramatischen Werke nach Noten abgemessen haben. Wenn dieses harmonische Noten gewesen sind, so haben sich ihre Schauspieler in eben den Umständen befunden, in welchem sich die heutigen Opernsänger in Ansehung der Recitative befinden; allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Musik keine an und vor sich bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken

lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitieren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, son-

dern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dumheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus blosser Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey den andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser mit wenigem, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse. Sie muß durchaus nicht deklamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, deklamiren kann. „Es ist überhaupt ein „unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schau„spieler, daß sie eben so recitieren müssen, als sie aus„ser dem Theater reden würden, wenn sie sich wirk„lich in den Umständen befänden, in welchen sich die

„Person, die sie vorstellen, befindet. In den pro-
„saischen Komödien wird es ihnen eben nicht schwer,
„dieser Regel zu folgen; allein in den Komödien in
„Versen, haben sie schon mehr Mühe damit. Sie
„sollten dahero wünschen, daß sie alle in Prose möch-
„ten geschrieben seyn. Dennoch aber, ob schon oft
„in ganzen Gesellschaften von Komödianten kaum
„eine Person Verse gehörig herzusagen weiß, ziehen
„sie die Stücke in Versen vor, weil diese sich leichter
„lernen und behalten lassen. Der grösste Theil der
„Zuhörer giebt diesen Stücken gleichfalls den Vor-
„zug. Ohne hier zu untersuchen, ob sich die Spra-
„che der Poesie für die Komödien schickt, und in
„welchem Falle sie zu dulden sey, will ich nur anmer-
„ken, daß man sich ihrer gewiß seltner bedienen wür-
„de, wenn man nicht in Prose mehr Witz haben
„müßte; daß das Sylbenmaaß und der Reim die
„Wahrheit der Unterredung nothwendig verringert,
„und daß folglich die Schauspieler sich nicht Mühe
„genug geben können, das eine zu unterbrechen,
„und den andern zu verstecken.

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie deklamirt werden müsse: Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzuverschiedne Begriffe von der Deklamation macht. Einige verste-

hen

hen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses unsinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Deklamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewissen Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre Weibsperson reden. Wenn sie aber die dreyförmige Hekate citirt, wenn sie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß sie donnern.

In dem siebenden Haupstücke werden einige Hinderniße angegeben, welche der Wahrheit der Recitation Schaden. Eine von den vornehmsten ist die Gewohnheit verschiedner Schauspieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht

Bayerische Staatsbibliothek München

mehr in seinem natürlichen Tone redet, ist es sehr schwer, der Wahrheit gemäß zu spielen. Eine andre Hinderniß ist die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine ist die Verharrung in eben derselben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derselben Wendungen der Stimme. Der erste von diesen Fehlern ist den tragischen, und komischen Schauspielern gleich gemein. Verschiedene von ihnen bleiben ohne Unterlaß in einem Tone, so wie die kleinen Instrumente, mit welchen man gewisse Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragischen Akteurs öfterer als die komischen; sie sind gewohnt, fast immer mit der tiefen Oktave zu schliessen. Eben so ist es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komischen Schauspielern weit seltner als den tragischen vorzuwerfen hat, die besonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringsten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, so viel möglich den Ruhepunkt der Cäsur zu vermeiden. Es ist dieses blos ein Anstoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verstand und ohne Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der

Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poesie die natürliche Sprache der Tragödie ist, so sind die tragischen Akteurs nicht so wie die komischen verbunden, den Reim allezeit zu verstecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn sie auch gerne wollten. Der Abschnitt des Verstandes zwingt sie oft, bey dem Schlusse eines jeden Verses inne zu halten, und dieses verursacht eine Art von Gesang, welchem man am besten dadurch abhilft, wenn man diesen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verse in einerley Zeit ausspricht. — Ferner gehöret unter die Hindernisse der vorherrschende Geschmack, welchen gewisse Schauspieler für eine besondere Art zu spielen haben. Besitzen sie zum Exempel die Kunst zu rühren, so wollen sie diese Kunst überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, so sind sie fast nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptstück untersucht in welcher Vollkommenheit die Schauspieler ihre Rollen auswendig wissen sollen, damit die Wahrheit der Vorstellung nichts darunter leide: Die Antwort hierauf ist offenbar: in der allermöglichsten. „Denn die vornehmste Aufmerksamkeit des Schau„spielers, sagt der Verfasser, muß dahin gerichtet „seyn, daß er uns nichts als die Person, die er

„vorstellt, sehen lasse. Wie ist dieses aber möglich, „wenn er uns merken läßt, daß er bloß das wieder„hohlt, was er auswendig gelernt hat? Ja noch „mehr. Wie kann er uns nur den blossen Schau„spieler zeigen, wenn sein Gedächtniß arbeiten muß? „Wenn der Lauf des Wassers, das durch seine Er„höhung oder durch seinen Fall eine Fontaine zu ver„schönen bestimmt ist, in seinen Kanälen durch et„was aufgehalten wird, so kann es unmöglich die „verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauspie„ler seine Rede nicht auf das schleunigste beyfällt, „so kann er fast nicht den geringsten Gebrauch von „seinen Talenten machen. — Ja, der Verfasser geht noch weiter und behauptet, daß die Schauspieler, nicht allein ihre eigne Rolle, sondern auch die Rollen aller andern, mit welchen sie auf der Bühne zusammen kommen, wenigstens zum Theil, wissen müssen. Man muß fast immer auf dem Theater, ehe man das Stillschweigen bricht, seine Rede durch einige Aktion vorbereiten, und der Anfang dieser Aktion muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten soll, weis, so ist man oft der Gefahr ausgesetzt, seine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Biß hieher hat der Verfasser die Wahrscheinlichkeiten betrachtet, die der Schauspieler in seinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorstellung wahrscheinen soll. In dem neunten Hauptstücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrscheinlichkeiten, welche von den äusserlichen Umständen, in welchen sich der Schauspieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich seyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuschauer müssen sich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris besonders Mode ist. Die Schauspieler müssen gehörig gekleidet seyn; wenn sie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erscheinen verbindet, so müssen sie nicht in einem schlechten erscheinen; auch diejenigen Schauspielerinnen, welche die Mädchen vorstellen, müssen sich nicht allzusehr putzen, sondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Besonders müssen die Schauspieler die Wahrscheinlichkeit beobachten, wenn sie sich den Zuschauern nach einer That zeigen, die ihre Person nothwendig in einige Unordnung muß gesetzt haben. Orest, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künstlich frisirten und gepuderten Haaren erscheinen. = = Noch eine gewisse Gleichheit muß

zwischen dem Schauspieler und der Person, die er vorstellt, ausser der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Akteur, welcher zuerst den verlohrnen Sohn vorstellte, schien seiner Vortrefflichkeit in dem hohen Komischen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu seyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der sich durch seine üble Aufführung in die äusserste Armuth gestürzt, und das härteste Elend erduldet habe. Hingegen war das gesunde Ansehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorstellte, in dieser Rolle gar nicht anstößig, sondern um so viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Mensch, dem alles das längste Leben zu versprechen schien, sich beständig in einer nahen Todesgefahr zu seyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorstellung fliessen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptstück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung großer Bewegungen, das stuffenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst verstehet, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der Schauspieler muß sich hierinne nach dem Verfasser richten,

und muß uns das letzte nicht eher sehen lassen, als biß wir eben darauf kommen sollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, so mögen wir auch eben so wenig uns gern betriegen lassen. Es ist uns lieb, wenn wir das zu sehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt sind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten lassen, als das, was wir sehen. Dieses erläutert der Verfasser durch eine Stelle aus der Phädra, wo diese den Hypolit zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das stuffenweise Steigen besteht darinne, daß sich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben so nothwendig als die Vorbereitung ist, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieses erläutern. — Was aber die Verbindung verschiedner Bewegungen, besonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, so wird die Stelle aus der Zaire zum Muster angeführt, wo Orosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unschuldigen Gegenstand seines Verdachts äussert. Ich müßte sie ganz hersetzen, wenn ich mehr davon aufführen wollte.

Ein Schauspieler kann die meisten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht

natürlich spielen. Der Verfasser untersucht also in dem eilften Hauptstücke, worinne das natürliche Spiel bestehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig sey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühsam läßt, so ist es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauspieler haben müssen. Versteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, so kann man kühnlich behaupten, daß der Schauspieler unschmackhaft werden würde, wenn er beständig natürlich spielen wollte. Der komische Schauspieler, darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter diesem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Deklamation eines tragischen Akteurs, begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Akteur erlaubet, um etwas lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lassen. Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bey seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer lustigen Raserey, eine Figur mit

einer ausserordentlich langen Nase mache; aber diese Nase muß doch sonst mit den andern Nasen übereinkommen, und muß sich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewiesen hat. Gleichfalls muß der Schauspieler, wenn er übertreiben will, zuerst eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als biß er den Zuschauer in eine Art von freudiger Trunkenheit versetzt hat, welche ihm nicht so strenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Ausser diesen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falschen Orte angebracht werden. Am falschen Orte würde es zum Exempel angebracht seyn, wenn es diejenigen Akteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtschafne ehrliche Leute nennt, vorzustellen haben, und uns für sich einnehmen sollen. Ein deutliches Exempel übrigens, daß das Uebertreiben durchaus nothwendig seyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Skapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Skapin den Argante nachmacht, um den Oktavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Akteur kann hier übertreiben so viel als er will, weil der Wahrscheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrscheinlich seyn, daß Oktav

ganz betäubt wird, und nicht weis, was er sagen soll, wenn nicht die ausserordentliche Heftigkeit des Skapins und die Gewaltsamkeit seines Betragens, diesen jungen Liebhaber so täuschte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Skapin zu sehen glaubte.

Alles was unser Verfasser bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauspieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuschauern Genüge, welche das Gute, was sie sehen, empfinden, und damit zufrieden sind, nicht aber denen, welche zugleich untersuchen, ob das Gute nicht noch besser hätte seyn können. Für diese hat der Schauspieler gewisse Feinheiten von Nöthen, die der Verfasser in den folgenden drey Hauptstücken erklärt. In dem zwölften Hauptstücke handelt er von diesen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten bestehet darinne, daß er dem Verfasser nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch sonst eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen schönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn „zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct „(Aufz. 5. letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina sagt:

„Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque.

„so bekümmert er sich wenig darum, daß sie bey ih-
„rer Religion bleiben, allein die Treue gegen den
„Kayser betrachtet er, als eine Schuldigkeit, deren
„sie sich auf keine Weise entbrechen können. Daher
„sprach auch Baron, welcher dasjenige, was die
„Verfasser nicht sagten, aber doch gerne sagen woll-
„ten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die letz-
„tern Worte: dienet eurem Monarchen, auf eine
„ganz andre Art aus, als die ersten: dienet nur
„eurem Gott. Er gieng über die erste Helfte ganz
„leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die an-
„dere. In der ersten nahm er den Ton eines Man-
„nes an, welcher von den Tugenden der Christen zwar
„gerührt, aber von der Wahrheit ihrer Religion
„noch nicht überzeugt ist, und also ganz wohl zuge-
„ben konnte, daß man ihr anhieng, aber es gar
„nicht für nöthig hielt, sie selbst zu ergreiffen. In
„der andern aber gab er durch eine sehr feine Be-
„wegung und durch eine sehr künstliche Veränderung
„der Stimme zu verstehen, daß ihm der Dienst des
„Kaysers ein weit wichtigerer Punkt zu seyn scheine,
„als die genaueste Beobachtung des Christenthums.
— Eine andre Art von den Feinheiten des Schau-
spielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines
Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfasser,
eine Person, mit der er in Unterredung ist, allzu-

lange sprechen, so macht er es nicht, wie es wohl oft gewisse Schauspielerinnen machen und läßt seine Augen unterdessen unter den Zuschauern herumschweifen, sondern er bemüht sich, durch ein stummes Spiel auch alsdenn zu sprechen, wenn ihm der Dichter das Stillschweigen auflegt.

In dem dreyzehnden Hauptstücke nimmt der Verfasser, um die Feinheiten des Schauspielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem Tragischen insbesondere zugehören. „Man „glaubt mit Recht, daß die Tragödie große Bewegungen in uns erregen müsse. Wenn man aber „daraus schließt daß sich folglich der Schauspieler „diesen Bewegungen nicht ununterbrochen genug „überlassen könne, so betriegt man sich. Oft ist es „sehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen gemeine Seelen denken, daß er sich in der allergewaltsamsten Bewegung zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu seyn scheinet. In dieser Abstechung liegt der größte und vornehmste Theil der Feinheiten, welche in dem tragischen Spiele anzubringen sind. Ein Paar Exempel werden dieses deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunst, womit „Augustus den Cinna beehrte, hatte den letztern „doch nicht abhalten können, sich in eine Verschwörung wider seinen Wohlthäter einzulassen. Das

„Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Augustus „läßt ihn vor sich fordern, um ihm zu entdecken, „daß er alle seine Untreue wisse. Wer sieht nicht so„gleich ein, daß dieser Kayser um so vielmehr Ehr„furcht erwecken muß, je weniger er seinen Unwil„len auslassen wird? Und je mehr er Ursache hat, „über die Undankbarkeit eines Verräthers erbittert „zu seyn, den er mit Wohlthaten überschüttet hat, „und der ihm gleichwohl nach Thron und Leben steht: „desto mehr wird man erstaunen, die Majestät eines „Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn ei„nes sich rächenden Feindes in ihm zu bemerken. — „Eben so deutlich fällt es in die Augen, daß je we„niger man über die Grösse seiner entworfnen Unter„nehmungen erstaunt scheint, desto grösser der Be„grif ist, den man bey andern von seinem Vermö„gen, sie auszuführen, erweckt. Mithridat muß „daher einen weit grössern Eindruck machen, wenn „er seinen Söhnen die Entwürfe, die er den Stolz „der Römer zu erniedrigen gemacht hatt, mit einer „ganz gelassenen und einfältigen Art mittheilet, als „wenn er sie mit Schwulst und Pralerey auskrah„met, und in dem Tone eines Menschen vorträgt, „welcher den weiten Umfang seines Genies und die „Grösse seines Muths gern möchte bewundern las„sen. — Wenn man dieses gehörig überlegt, so

wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß grosse Gesinnungen zur Vorstellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Akteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird diese verlangten Abstechungen auf keine Weise anbringen können; kaum daß er fähig seyn wird, dieselben sich vorzustellen.

Das vierzehnte Hauptstück handelt von denjenigen Feinheiten insbesondere, welche für das Komische gehören. Diese sind zweyerley. Entweder der komische Schauspieler macht uns über seine eigne Person zu lachen, oder über die andern Personen des Stücks. Das erste zu thun, sind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmste aber besteht darinne, daß man sich der Umstände zu Nutze macht, welche der Karakter der Person an den Tag legen können. Ist zum Exempel diese Person ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, so muß er nothwendig das eine auslöschen. Auch bey den Leidenschaften kann man viel komische Feinheiten von dieser Art anbringen; wenn man nemlich thut, als ob sie sich wider Willen der Person, die sie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über seine Person zu lachen machen, wenn man sie etwas thun läßt, was ihren Absichten zuwider ist. Ein Liebhaber, der wi-

der seine Schöne in dem heftigsten Zorne ist und sie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zum Zimmer seiner Geliebten nehmen sehen; desgleichen ein unbedachtsamer Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verschweigen möchte, ganz laut erzehlt. — Unter den komischen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nemlich andre Personen lächerlich zu machen sucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anspielungen, und besonders das Parodieren, welches entweder aus Unwillen, oder aus blosser Munterkeit geschieht. Gleichfalls gehören die Hindernisse hieher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug lesen zu können; und dieses zieht ihn entweder durch die Langsamkeit, mit welcher er ihn sucht, oder durch die Unvorsichtigkeit, ein Papier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem fünfzehnten Hauptstücke fügt der Verfasser zu dem, was von den Feinheiten gesagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derselben beobachten muß. Sie müssen vor allen Dingen diejenige Person nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur sehr wenig Witz haben soll. Sie müssen auch alsdenn nicht gebraucht

werden, wenn die Person in einer heftigen Bewegung ist, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft voraussetzen. Ferner muß man sich lieber gar nicht damit abgeben, als solche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt ist; denn in Absicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle diese Feinheiten sind von der Art, daß sie fast immer so wohl gesehen als gehöret werden müssen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche bloß gesehen werden dürfen, und diese sind das, was man Theaterspiele nennt. Der Verfasser widmet ihnen das sechszehnte Hauptstück. Sie helfen entweder die Vorstellung bloß angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorstellung wahrer machen, gehören für die Tragödie so wohl, als für die Komödie, die andern aber insbesondere nur für die Komödie. Ferner hangen sie entweder nur von einer Person, oder von allen Personen, die sich mit einander auf der Bühne befinden, zusammen ab. Die letztern müssen so eingericht seyn, daß in allen Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Wenn Phädra dem Hipvolyt den Degen von der Seite reißt, so müssen der Schauspieler und die Schauspielerin sich wohl

vorge-

vorgesehen haben, damit sie sich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauspielerinn nicht nöthig hat, das Gewehr, dessen sie sich bemächtigen will, erst lange zu suchen.— Ueberhaupt muß in den Theaterspielen eine große Abwechselung zu bemerken seyn; und von dieser handelt der Verfasser.

In dem siebzehnten Hauptstücke. Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die allein, die nur in der einen oder in der andern spielen: sondern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer eckeln Einförmigkeit schuldig machen will. — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben dieselben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet,

ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. — Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Akteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Aktion damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinnen herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komischen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß

sie darinnen bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reiz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmädchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welcher zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das neunzehnte Hauptstück, welches das letzte unsers Schauspielers ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je schwerer nun, sagt „der Verfasser, die Kunst ist, desto mehr Nachsicht „sollten wir gegen die jungen Schauspieler haben, „wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nö„thig sind, auch den gehörigen Eifer, in ihrem Werke „vortrefflich zu werden, verbinden. Wenn es aber „unser Nutzen erfordert, mit diesen nicht allzustrenge „zu verfahren, so erfordert es auch unsre Billigkeit,

„vortrefflichen Schauspielern alle die Achtung wie„derfahren zu lassen, welche sie verdienen. — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meynung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Metaphysik von der Kunst des Schauspielers? Glaubt wohl iemand, wenn er auch schon alles, was darinne gesagt wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls, auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äus-

ferlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weiß, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihn denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten seyn? Wird er deswegen alles durch äusserliche Merkmale ausdrücken können, was er empfindet und einsieht? Umsonst sagt man: ja, wenn er nur alsdenn Aktion und Aussprache seiner Person gemäß, natürlich, abwechselnd und reitzend einrichtet. Alles dieses sind abgesonderte Begriffe von dem, was er thun soll, aber noch gar keine Vorschriften, wie er es thun soll. Der Herr Remond von Sainte Albine setzet in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daß die äusserlichen Modifikationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaassen ausgedrückt sehen; nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde; sondern man

will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein ander Mittel, als die besondern Arten wie sie sich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundsatz unsers Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äusserliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß sie etwas gewisses ausdrücken, nachzumachen weis, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studieren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauspieler unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärun-

gen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unsere Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publiko ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher als leicht zu machen.

VII.

Etwas über Jakob Thomson.

„— Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das mahlerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thomsons seine war, konnte also keine andre, als die grausamsten und schrecklichsten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe Thomsons; wir zittern bey seinem Donner im Sommer; wir frieren bey der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Weil der Winter einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Thomson, besonders auf das Anrathen des Hrn. Mallet bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem H. Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt, und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich läugnen kann, so muß man doch gestehen, daß sie sich

zu den Beschreibungen vortrefflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er mahlet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinem Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anders, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierrathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif; aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart Thomsons zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst geglänzt hat.

„— Unter die letzten Werke Thomsons gehöret seine **Burg der Trägheit** (Castle of Indolence) ein allegorisches Gedicht von so ausserordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Style des Spencers ge-

schrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Styl des Morots in den Erzehlungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit Thomson auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unsrer Absicht eine nähere Verwandschaft hat; nemlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im J. 1730, ungefehr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel Sophonisbe, auf die Bühne, die sich auf die Karthaginensische Geschichte dieser Prinzeßinn gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publiko sehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that sich in dem Karakter der Sophonisbe ungemein hervor, welches Thomson selbst in seiner Vorrede gestehet. „Ehe ich schliesse, „sagt er, muß ich noch bekennen, wie sehr ich den„jenigen, welche mein Trauerspiel vorgestellt haben, „verbunden bin. Sie haben in der That mir mehr „als Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was ich „dem Masinissa nur Liebenswürdiges und Einneh„mendes gegeben hatte, alles dieses hat Hr. Wilk „vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. Old„field hat ihre Sophonisbe unverbesserlich gespielt;

„schöner als es der zärtlichste Eigensinn eines Ver„fassers verlangen, oder sich einbilden kann. Der „Reiz, die Würde und die glückliche Abwechslung „aller ihrer Stellungen und Bewegungen, hat den „durchgängigsten Beyfall erhalten, und ihn auch „mehr als zu wohl verdient.“

Bey der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Thomson läßt eine von seinen Personen gegen die Sophonisbe folgende Zeilen sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jakob Thomson, Jakob Thomson O!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsche Pathetische dieser getadelten Zeile nicht läugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will. — Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels, alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwar-

ten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das „geschehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande welcher wegen des großen Gedrängs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorscheine. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner großen Gewogenheit gegen Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darinne rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich gieng,

so ward sie doch zu verschiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt, daß die Karaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edlen Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfterer gebrochen wird; doch wird die angestrengtere Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des **Thomsons** besser belohnt, als in dem **Agamemnon**, und besonders in der beweglichen Erzehlung, welche **Melisander** von seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

„— Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736. both Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel **Edward und Eleonora**, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein Tankred und Si-

gismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke Thomsons, und noch jetzt gespielt wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Karaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Karakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl des Prinzen von Wallis verfertigte Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hohheit zu Cliffden aufgeführt ward. Nach dem Tode Thomsons ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie Thomsons, ist sein Koriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte, wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thom-

sons ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommene ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein besonderer Freund Thomsons gewesen, und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'reſt, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte seine Freunde = = verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr = = = Er liebte seine Freunde mit solcher Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer,

fer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige, war so voller Rührung, daß es unmöglich ein blosses Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das beste thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weffington mit ausserordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschafften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und vor sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht, irgend einem von den Thomsonschen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Karakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also während diesen gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tankred und Sigismunde

muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Karaktere darinne nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerley Art ausdrucken. Kurz, Thomson war ein gebohrner mahlerischer Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzubekannt ist, und dem man allzuschwerlich widersteht. Er ist in der That der Aeltstgebohrne des Spencers, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr geliebt. Er war von einer offnen und edeln Gemüthsart; hieng aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach; ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umgieng. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter nie-

mals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie im Gegentheil, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war!

VIII.

Vorrede
zu den Trauerspielen
des Jakob Thomson.

Leipzig 1756.

Das Vergnügen, diese Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt, als Vorredner, anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte, und bey dieser Gelegenheit, anderwärts*) zusammengetragene Nachrichten, von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen, oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdeh-

(* In dem ersten Stück der theatralischen Bibliothek das wir voranstehend im Auszuge geliefert.

nung, zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

Man erwarte also hier keine kritische Zergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken, an die ich den Leser, selbst zu kommen, nicht lang aufhalten will. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe, und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht.

Auch die, unter den deutschen Kennern der ächten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeinten Uebersetzung des sel. Brokes, daß kein Weltalter in keinem Lande, einen mehr mahlerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernst- und schreckliche Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entstehen, und in die andere zerfliessen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehabene Gleichgewicht der Luft, oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerley scharfen Aufmerksamkeit, vermittelst einerley feurigen Einbildungs-

kraft, wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lächzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche jetzt sich spiegelnde, jetzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß, dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel herhangenden Felsen, und hier die blinde sich harabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurtheil hatte ich für den tragischen Thomson noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein blosses Vorurtheil mehr; sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieser Sphäre, für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts als ein

schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besondern Karakter; jede spricht ihrem besondern Karakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdruckes. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja, aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit; die Seele.

Ich will bey diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meynung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltesten Menschen, mit krummen Beinen mit Buckeln hinden und vorne erschaffen, als die schönste Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des **Kaufmanns von London**, als des sterbenden Kato seyn, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hat, derentwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorstellung des ersten sind, auch von

den Unempfindlichsten, mehr Thränen vergossen wor=den, als bey allen möglichen Vorstellungen des an=dern auch von den Empfindlichsten, nicht können ver=gossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids, und der sich fühlenden Menschlichkeit, sind die Ab=sicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine ha=ben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr ist, daß auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Theile be=ruhen, daß das Ganze durch sie Ordnung und Sy=metrie bekömmt; wie es denn wahr ist; sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit erschaffen haben wollen?

Ich sage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit selten viel innere Kräfte besitzen, und daß hingegen Körper, die an diesen einen Ueberfluß haben, in ihrer äussern Pro=portion etwas gelitten zu haben scheinen: so wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigste Stück sei=nes Bruders gemacht haben. Dieser machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den schönsten regelmäßig=

sten Plan haben; jener aber vernachläßigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit wesentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke sind schöne Herkules, die oft viel zu schmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Brust erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er „will einen Engländer anpreisen, darum muß er wohl „von den Regeln weniger vortheilhaft sprechen. Man irrt sich vor diesesmal. Thomson ist so regelmässig, als stark; und wenn dieses unter uns etwas neues zu hören ist, der mag es einer bekannten antibrittischen Parthey von Kunstrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchten, daß es unter allen englischen Tragödienschreibern, der einzige Addison einmal regelmäßig zu seyn, versucht, bey seiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornämlich zwey von seinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe ist von einer Simplicität, mit der sich selten, oder nie, ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die Sophonisbe des Mai-

ret und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen! Trisino dessen Sophonisbe als in Italien, der einzige nach langen barbarischen Jahrhunderten, die Wissenschaften wieder aufgiengen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den Einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem Eduard und Eleonora sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung, der Alceste des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomson in der neuern Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechischen Fabel, einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug daß sie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die Alceste des Euripides

gleichfalls moderniſiren wollen, glücklicher als Thomſon, damit hätte ſeyn können.

Doch genug von dem Dichter ſelbſt. Ich komme auf die gegenwärtige Ueberſetzung, von welcher ich nur dieſes zu ſagen weiß: Sie hat verſchiedene Urheber, die aber über die beſte Art zu überſetzen, ſich ſehr wohl verglichen zu haben ſcheinen. Wenn ſie ſich über die beſte Art der Rechtſchreibung eben ſo wohl verglichen gehabt hätten, ſo würde ich den Leſer, im Namen des Verlegers nicht erſuchen dürfen, den kleinen Uebelſtand zu entſchuldigen, eine gedoppelte Art derſelben in einem Bande gebraucht zu ſehen.

Eines wollte ich, daß ſie bey ihrer Ueberſetzung nicht weggelaſſen hätten; nämlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie ſind zwar nicht alle vom Thomſon ſelbſt; ſie enthalten aber alle ſehr viel artiges, und die Epilogen, die von ihm ſelbſt ſind, eifern größtentheils wider den gewöhnlichen bürlesken Ton der engliſchen Epilogen bey Trauerſpielen.

Den einzigen Prologen des Koriolans, desjenigen Stückes, welches erſt nach dem Tode des Verfaſſers geſpielt ward, kann ich mich nicht enthalten hier ganz zu überſetzen. Er ſchildert den moraliſchen Karakter des Dichters, welchen näher zu

kennen, dem Leser nicht gleichgültig seyn kann. Er hat den Hrn. Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte war Herr Quin. Dieses ist er:

Ich komme nicht hieher, eure Billigkeit in Beurtheilung eines Werks anzuflehen, dessen Verfasser, leider! nicht mehr ist. Er bedarf keines Vorsprechers; ihr werdet von selbsten die gütigen Sachwalter des Verstorbenen seyn. Seine Liebe war auf keine Parthey, auf keine Sekte eingeschränkt; sie erstrekte sich über das ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsere Thränen mögen davon sprechen. O unverfälschte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächsten, wo werdet ihr eine andere Brust, wie die seinige, finden? So war der Mensch — den Dichter kennt ihr nur allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit süssem Weh erfüllt, oft habt ihr ihn, in diesem vollen Hause, mit verdien-

tem Beyfalle, die reinsten Gesetze der schönsten Tugend predigen hören. Denn seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zur Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanken, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen! O möchte eure günstige Beurtheilung diesen Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, sein Grab damit zu schmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die schwache Stimme des menschlichen Ruhms nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, denen, welche seine fromme Vorsorge nunmehr entzogen ist, mit welchen seine freygäbige Hand und sein gutwilliges Herz, das wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn ihr diesem Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verschafft, was sie nicht mehr von ihm empfangen können, so wird auch noch jetzt in jenen seligen Wohnungen, seine unsterbliche Seele Vergnügen über diese Großmuth empfinden;

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung zukommenden Einkünfte, seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

IX.

Vorrede zu Diderots Theater, 1765.

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen Encyklopädie bestehet aus zwey Stücken, die er als Beyspiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie, und aller ihr untergeordneten Künste, der Deklamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrenget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör finde, als er bey seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hoffnung, der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

II.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

Angefangen den 4ten Jenner 1759.

Einleitung.

Der Herr von N. ** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr ** gebracht, und seine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militarischer Eckel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B ** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn FU. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publiko zu wissen oder nicht zu wissen, sehr

gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N. * * fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen.

Erster Brief.

Etwas werden sie freylich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen, die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde

haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorne Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einen Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süssen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestöret läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch

kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

Zweyter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen. *)

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin gieng, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den

*) Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke ꝛc. Erster Band; Altona bey D. Iversen 1758. in 8vo.

Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein blosser Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesen an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir ein„gebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und „mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine „Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir „zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so aus„zudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit „nicht zu viel verlören. —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto hönischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meynen Sie

wohl, daß aus dieser feinen Anmerckung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „In der That ist es sehr unbillig, daß „man aus uns Schüler haben will, und dennoch „unwillig wird, wenn man uns als Schüler be„findet. *)

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusehen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity aud propriety of style) Pope meynet, daß der Styl in den meisten Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in dem Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nemlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? **)

Pope erzehlt die Geschichte seiner Autorschaft.

---

*) That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to fiud us so. In der Vorrede.

**) Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen *) verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, „denen ich zu gefallen wünschte.“

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorstellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nemlich prosaischen Stücken des ersten Bandes. **) Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich

*) Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

**) In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Oktavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den **Wortverstand** deutlich zu machen! ꝛc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — **Verdorben** klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von **Palthen** Uebersetzung der Thomsonschen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen **Fabeln des Gay.** *)

Ein guter Fabeldichter ist **Gay** überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des **Aesopus** abstraphiret haben. Bloß sei-

*) Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

ne starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so vielmehr, daß so manche feine Satyre dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lok'd his cheſt;

(der Geitzhals verschloß zitternd seine Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf seinen Kasten. *)

Das englische Kameleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's paſſion,

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? **)

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er, ***) liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sclavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will

*) VI. Fabel. **) II. Fabel. ***) XII. Fabel.

ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung, Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder „ihren Willen haben, oder auch umwechselnd die „Herrschaft führen. — O dreymal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdriessen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt, *) und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück lässet. — Ich muß den Beweiß versparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig ist.

*) Leipzig, bey Lankischens Erben in groß 8vo 1758.

Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn **Bergmanns** sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür

danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses *)mit folgender Uebersetzung: „Ich billige da„her die Andacht eines gelehrten Mannes aus der „christlichen Kirche gar sehr, der in seiner Kapelle „vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie „es bey andächtigen Personen gar nichts unerhör„tes ist, und der unter andern besondern Dank„sagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Got„tes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verschafte." — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort; Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen. **)—

*) I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Chriſt-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Perſons are apt to do, and amongſt other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodneſs, in furniſhing the world with Makers of Dictionaries. *Letter* 1. *p.* 6.

**) Theſe men *court* fame, as well as their betters, by

Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Diese „Leute erwerben sich Ruhm so wohl als solche, „die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so „ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. „Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil „sie beständig zusammen tragen, und weder auf „Witz noch Vernunft Anspruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen sagt er, etwas zu seyn, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf, (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesichte, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme, läßt er ihn sa„gen, sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen „als etwas, und sind nichts als Erscheinungen. „Ihre Reitze fliegen gleich diesen auseinander, „und verschwinden aus unserm Gesichte.

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß dazu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und

---

such means as God has given them to acquire it ---- They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, das er —— —— (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als einer Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden, erzehlten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfieng, und von Simon dem Gerechten erzehlt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche liessen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt

Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdollmetschung verstehe. „Hier sieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! „Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen kön„nen, daß die biblischen Bücher nicht schon da ge„wesen wären, oder daß sie verfälscht worden, jetzt „aber nennt er sie heilige Romanen, ohne uns zu „sagen, wodurch sie sich in Romanen hätten ver„wandeln können ꝛc.

Possen! Wir wissen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Kollegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publikum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissen-

schaften, welche bloß a limine salutandæ sind; so macht jener daraus: welche man schon von weitem „empfangen muß. Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern, und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können.

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen, *) herausgeben.

*) Erste Sammlung. Rostock und Wismar bey Berger

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen scheinet eine Sammlung von alle dem zu seyn, was er bey Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, schlechterers gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er mahlt Mücken, *) und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch iemand Mückenfüsse mahle! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er scheint auch eine eigne Lust an schmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeschürtzte Bauermagd mit Blutdurchströmeten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen

---

und Bödner 1758. groß 8vo. Enthält 1) Der Lenz. 2) Uebersetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Projekt, ein immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 6) Leben des Johann Philipp Palthenius.

*) Seite 14.

stehet, mit zackigter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, biß er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärk„ung für mich; werden sie sagen. „Der Mann „will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meynt es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen liessen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Prozesse that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses ey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen

Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Exekution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heisser Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeschränkte Kenntniße! — Petrarch sagt von sich: *) „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bey „mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des „Apicius. Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius „Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von der „Kochkunst geschrieben ꝛc. — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt,

*) S. 89.

einen ganz andern Apicius hier anführen sollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus.

Sechster Brief.

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschrieben ausgenommen, untergiengen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Schaftesburys und Bolingbroks bey der Nachwelt machen!

Oder meynen Sie, daß bey einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

mische Waffen; verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, *) daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften, aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen, die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung, **) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen: denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?

---

*) In der letzten seiner Sympathien; und hernach in der Zuschrift seiner Empfindungen eines Christen, an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

**) Zürich, bey Orell und Comp. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien, 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe, 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtungen über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1)

Siebenter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heissen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nemlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken sollte,

---

Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4. Plan einer Academie, zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Socrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen „Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die „Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; „ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern „des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — „Was seh ich? Erbleichte Seraphim schweben aus „dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie „schauen mit gefaltenen Händen, wie erstarret herab! „Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze „Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich „sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, „das für die Sünde der Welt verblutet. — *)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln,

*) Empfindungen XIV. S. 99.

damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine Uranias ist voll treflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie „hat sich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches wafnet sich gegen „die göttliche Einfalt; und die Vernunft ficht wi„der den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche

„Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit und ver-
„fälscht sein grosses Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum
„kommen sie auch nicht dahin, wohin die Kinder
„kommen ꝛc.

Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben
„lassen! Die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie
„bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns
„hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt
„vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben, als
„ein Verführer —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die
„Uebelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesün-
„diget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater
„züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten able-
„gen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unserm
„Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Hei-
„ligen bey ihm hochgeachtet sey, und daß er ihm
„seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die „Heyden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in „der Liebe und in dem Glauben zu unsern Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wol„len wir nun auch dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser ge„hen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt „lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er „uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —“

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blühmchen, an poetischen Geschwätze; Petersen an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektierte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen, verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!

Achter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen

Gesinn-

Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspunkte studierte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ꝛc. — *)

Ich will vors erste bey einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bey sich denken: Da es uns, Gott sey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort καγοκαγαθοι zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn

*) Im dritten Theile. S. 101.

Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet, *) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie gieng es ihm damit? Er berief sich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ' ὀδεν ὀνειδος, ἀεργειη δε τ' ὀνειδος.

Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer, **) sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

Δαιμονι, ἀτρεμας ἠσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις
Οὐτε ποτ' ἐν πολεμῳ εναριθμιος, οὐτ' ἐν βουλη.)

*) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

**) Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? —

Neunter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen

verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meynen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen. —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Hr. W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, „die ich bey Lesung ihrer Scribenten gemacht." — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Hr. W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns „lehret, was edel oder niederträchtig, was recht „oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? „Was die Religion, was die menschliche Gesell„schaft, was der Staat in dem wir leben, was alle „unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?

„Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat, *) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Hr. W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studierten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften unterordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profeßion werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. er-

*) A. Gellius. XX. 5.

wecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftsburyschen Begriff eines **Virtuosen**, durch ihr καλος καγαθος ausgedruckt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος καγαθος etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten **Mann** heissen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem **Plato**, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι ὂν; ὂκ ἐδιδαξατο σε ὐ πατης και ἐπαιδευσεν ἀπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καλαθων πατερων ὐιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι Virtuosen heissen? Und was liessen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zitter spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr **Wieland** möchte immerhin, uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nen-

net, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seichte sind. z. E.

Er sagt: *) „Es soll von einem Kenner der „Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach „welcher die verschiednen Disciplinen und Studien, „mit der Jugend getrieben werden sollen; damit „das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponiert die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. **Wieland** ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D. möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? Ob er gesehen, wie sehr dieser Welt-

*) III. Theil, S. 128.

weise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeine Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studieret hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist,

den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Zehnter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedancken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedancken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdencken gewöhnet, und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben soll. *) — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen

(* S. 131.

genöthiget sind. Die ersten beyden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darinn, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdencken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu dencken, jede Ursache gegen die Wirckung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren

in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehen lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrierten Wahrheiten, der Meynungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kann durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland be-

gehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstrakter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, biß die Untergebenen zu einer großen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu

machen trachten sollen, weil diese „ihrer Leichtig„keit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leich„testen Zutritt zu unserer Seele verschaffe.“ — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten heraus bringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schliessen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen.

*) S. 143.

Eilfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle *) scheinet Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen, und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche ihn zu heben, (ob ich gleich noch nicht weiß wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bey dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? „Ohne die gewöhnliche Methode der „Theologen, und die ungeschickte Eintheilung in „Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen,

*) S. 143.

und ganz etwas anders, sie in dem Vortrag, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber, so ausdrücklich als Herr **Wieland**, darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wissen wolle. Herr **Wieland** wenigstens verräth diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen „Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten der Schrift reden solle.“ — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß seiner Kirche aufgenommen! —

Dieses, und seine wiederholte Anpreisung des **Shaftesbury**, den er in seiner Akademie zum klassischen Schriftsteller macht, werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn **Wielands** verwickeln lassen. **Shaftesbury** ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange.

Zwölfter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie lang wol„len wir uns von den Franzosen beschämen lassen, „welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Maßil„lons, Trüblets aufweisen können, da hingegen „unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen“?

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit seyn, wenn „ich bey dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit „wie vieler Rührung und Nutzen ich den verthei„digten Glauben der Christen, für mich selbst, „und mit andern gelesen, und wie lebhaft mich die„se herzrührende Selbstgespräche in dem Glauben „der christlichen Religion unterhalten haben.“ — An diesem Orte, sage ich, hätte er fortfahren sollen: Das ist nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen,

daß

daß Sie deswegen noch lange kein Bourdaloue sind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unsere Mosheims und Sacks, unsere Jerusalems und Cramers, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen, sie haben die körperliche Beredsamkeit bey ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk seyn müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kömmt

es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bey den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstrecket, am wenigsten suchen sollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistliche Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreßiche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz *) gekommen ist, daher man den Herr Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibet an einen jungen Geistlichen!

„Ich habe, sagt er, denjenigen Theil der Re„dekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affek„ten umgehet; und ich weiß, daß diese Kunst bey

*) Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Orell und Compagnie, 1757. in 8vo.

„den Gottesgelehrten sowohl, als bey den fanati-
„schen und enthusiastischen Predigern in großer Hoch-
„achtung ist, und daß man viel Fleiß drauf wendet.

„Die zwey großen Redner in Griechenland und
„Rom, Demosthenes und Cicero, beyde Dema-
„gogi in einer demokratisch eingerichteten Republik,
„sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von-
„einander unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem poliertern, gelehr-
„tern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den
„größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stär-
„ke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsäch-
„lich den Verstand zu überzeugen. Tullius hin-
„gegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichti-
„gen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und
„blieb deswegen bey der pathetischen Beredsamkeit,
„welche die Affekten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebey
„beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in
„allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten;
„denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Los-
„sprechung einer angeklagten Person, bald wollten
„sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemüheten
„sie sich ein Gesetz einzuführen, und dergleichen;
„und alles dieses wurde gleich auf der Stelle aus-
„gemacht, nach dem der Vortrag des Redners Bey-

„fall fand. Hier war es unumgänglich nöthig,
„die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder
„zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius
„war. Mit dieses letzten Schriften machen sich jun-
„ge Geistliche (ich meyne die, welche Autores lesen)
„insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthe-
„nes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken
„übertraf, was insonderheit die Redekunst anlan-
„get. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst,
„die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn
„könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie
„sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, we-
„nigstens in unsern nördlichen Klima, wo ich ge-
„wiß versichert bin, daß auch die größte Beredsam-
„keit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Ge-
„müther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß
„die Wirkung davon sich nur bis auf den andern
„Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die
„Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rüh-
„ren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gese-
„hen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschaft.
„Ich kenne einen Herrn, welcher dieses als eine
„Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen
„überhüpfte, zu deren Ende er etwann ein Punctum
„exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß

„diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphone-
„matibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen
„großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit,
„und einen großen Theil schlafend finden werden.
„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches
„Mittel nicht allemal anschlägt, massen es so viel
„Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es
„darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will,
„als mancher nicht im Cicero findet, geschweige
„aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im
„Fall ihr ja unglücklicher Weise euch bereden solltet,
„daß ihr dieselbe besässet) sehr selten, und mit aller
„möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen ꝛc. “

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es nicht zu läugnen, sagt er, daß diese Stelle
„von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in
„die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das
„menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine
„Gefahr bey seinem Rathe, daß die Leute, dum
„vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich
„bedünkt, die grösste Kunst würde seyn, das Gründ-

„liche und Pathetische (wo es die Natur der Sa-
„che erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden,
„daß dieses letztere stets seinen Grund in der Vor-
„stellung des ersten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim, nach meinem Bedünken, einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herr Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie?

Dreyzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht blos das Genie derselben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter des Christian Weisens lieset. Li-

cenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Korruption, Dexterität, — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Eckel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland so gar. —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, & pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im Voraus feststellen siehet, und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Punkte von der Hand gewiesen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften *) für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruktion für die Lehrer

*) S. 128.

schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbey etwas vermissen; Herr Wieland nemlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens, ein Löffelkabinet haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort, entsprechen, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen. (respondent) Dieses ensprechen ist jetzt den Schweitzern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kayserbergers Postille

an, wo es heisset: Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herr Wielanden ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachläßiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die moralischeu Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszüdrücken scheinen; dergleichen sind hürisch, *) ringsinnig, **) abschätzig, ***) Schik ꝛc. ****)

*) S. 20. **) S. 22. ***) S. 144. ****) S. 179.

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beytrage einer ganz muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darinn ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung *) eines Husaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen.

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein —— fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind alle vergiftete Spiesse. Er schiesset dieselben dicht wie einen Regen von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüsse dich? Alle hat er —— ab-

*) S. 136.

„genommen; sie bluten noch, und mit den kostbah-
„ren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er
„seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen der-
„selben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses
„Zerstörers zum Abscheu zu erhalten; andere haben
„die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. Nun
„eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt
„kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerü-
„stet, als ein Gesandter, der bey seinem öffentli-
„chen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf ein-
„mal will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn
„gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur
„einen Hals hätten! Warum muß ich so viel ein-
„zelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hun-
„gern, wenn ich ihn durch den dicksten Hals geschla-
„gen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind
„ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt
„es, er empfindet nichts dabey, nnd heischt mit
„gleich unverwandten Augen und hungernder Begier-
„de die grosse Schüssel voll, die auf dem Tische
„steht. Kommt, Brüder! spricht er wenn er Men-
„schenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo
„wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus
„Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er auch damit,
„und wenn sein fürchterlicher Schnautzbart davon
„geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im

„Quartier spricht er zum Wirthe: Gib, was du „hast, und was du nicht hast, das gib auch,— „alsdenn sterbe: und zur Wirthin: Lebe du bis „Morgen, und spreite jetzt ein Bett an, für „mich und dich. Wenn ihm ein Priester begegnet, „so flucht er, und denselben Tag will eh nicht aus„reiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein „Unglück vorbedeutet.“ —— ——

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, „sagt der Verfasser, machen es gerade wie der „nichtswürdige Blifeil in der Historie des Fünd„lings, welcher bloß deswegen in der Bibel gele„sen, damit Tom Jones Schläge kriege!“

Vierzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste *) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meynung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Par-

*) Leipzig bey Dyk, in groß 8vo bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

theilichkeit und Tadelsucht vorgeworfen ; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten ? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreyen, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloß stellen. In zwey Fällen bin ich selbst ihrer Meynung. Einmahl, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat ; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf eizelnen Schönheiten ; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbahr sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was

er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen, ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fusses wegen, einen Buckel übersehen. Und daß dieses wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darinn bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freyheit aus, verschiedenes darinn anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E. erinnern sie bey des Hrn. Prof. Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst; *) und wie manches ist doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur denjenigen

*) In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

nicht kennet, der doch bis jetzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat, unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatralischen Werke desselben an, und sagt: „Hier stehen 1. Canut, 2. der Geheimnißvolle; 3. „die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. „die stumme Schönheit; 6. Die lange Weile.“ Die beyden letztern stehen nicht darinn, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beyträge zu dem Dänischen Theater benennet hat.

Und wieviel andere Unterlassungssünden hat Hr. Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so vollstän„diges geliefert habe, als man sonst, bey Samm„lungen von dieser Art, von der Bemühung eines „einzigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichen vermissen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der alten Jungfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden, — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das wenige finde ich bey dem patriotischen Κοπροφοξῳ noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt den Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel, in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bey Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnet hat.

Fünfzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, *) „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen „großen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn „Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeynten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als

*) Des dritten Bandes, erstes Stück. S. 85.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und gröste Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fieng an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Cato; er ließ den Darius und die Austern, die Elise und den Bock im Processe, den Aurelius und den Witzling, die Banise und den Hypochondristen, ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporieren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals ge-

spielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines Französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen, daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht; wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volck an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über

unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Leer, als Hamlet ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Karakter des Grosmanns entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen; Doktor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearsches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Theil noch, in seinen Doktor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

Faust und sieben Geister.

„Faust. Ihr? Ihr seyd die schnellesten Geister
„der Hölle?

„Die Geister alle. Wir.

„Faust. Seyd ihr alle sieben gleich schnell?

„Die Geister alle. Nein.

„Faust. Und welcher von euch ist der schnelleste?

„Die Geister alle. Der bin ich!

„Faust. Ein Wunder! daß unter sieben Teufel „nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher „kennen lernen.

„Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

„Faust. Einst? Wie meynst du das? Predigen „die Teufel auch Busse?

„Der erste Geist. Ja wohl, den verstockten.— „Aber halte uns nicht auf.

„Faust. Wie heissest du? Und wie schnell bist „du?

„Der erste Geist. Du könntest eher eine Pro„be, als eine Antwort haben.

„Faust. Nun wohl. Sieh her; was mache „ich?

„Der erste Geist. Du fährst mit deinem Fin„ger schnell durch die Flamme des Lichts. —

„Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh „auch du, und fahre siebenmal eben so schnell durch „die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. „— Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen „auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein

„daß ihr sie euch nehmen liesset. — Zweyter, wie „heissest du?

„Der zweyte Geist. Chil; das ist in eurer „langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

„Faust. Und wie schnell bist du?

„Der zweyte Geist. Denkest du, daß ich mei„nen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile „der Pest.

„Faust. Nun so geh, und diene einem Arzte! „Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, „wie heissest du?

„Der dritte Geist. Ich heisse Dilla; denn „mich tragen die Flügel der Winde.

„Faust. Und du vierter? —

„Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, „denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

„Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen „Zahlen auszudrücken, ihr Elenden. —

„Der fünfte Geist. Würdige sie deines Un„willens nicht. Sie sind nur Satans Bothen in „der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Gei„ster; uns wirst du schneller finden.

„Faust. Und wie schnell bist du?

„Der fünfte Geist. So schnell als die Gedan„ken des Menschen.

„Faust. Das ist etwas! — Aber nicht im-

„mer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht „da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. „Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell „seyn, wenn du schnell seyn willst; aber wer steht „mir dafür, daß du es allezeit willst? Nein, dir „werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst „hätte trauen sollen. Ach! — (zum sechsten „Geiste) Sage du, wie schnell bist du? —

„Der sechste Geist. So schnell als die Rache „des Rächers.

„Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

„Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des „Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, „weil ihn die Rache vergnügte. —

„Faust. Teufel! du lästerst, denn ich sehe, du „zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des— „Bald hätte ich ihn genennt! — Nein, er werde „nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine „Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich „sündige noch? —

„Der sechste Geist. Daß er dich noch sündi„gen läßt, ist schon Rache!

„Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren „muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Ra„che ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller

„bist als seine Rache, so geh nur. — (zum sieben-
„den Geiste) — Wie schnell bist du?

„Der siebende Geist. Unzuvergnügender Sterb-
„liche, wo auch ich dir nicht schnell genug bin. —

„Faust. So sage; wie schnell?

„Der siebende Geist. Nicht mehr und nicht
„weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bö-
„sen. —

„Faust. Ha! du bist mein Teufel! So schnell
„als der Uebergang vom Guten zum Bösen! —
„Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! —
„Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! —
„Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich
„habe es erfahren! ꝛc. “—

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!

Sechszehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Meßias in der Bibliothek *) mit vielem Geschmacke beurtheilet worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meynung; ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

*) Ersten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaasses im deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein blosses Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Meßias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden, aber was auch gesagt worden, ist vortreflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaasse nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorsatz zu machen scheinet. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefesten Geheimnisse derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers

Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

So gar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn **Klopstocks** gänzlich übersehen. Sie betrift das Geheimniß des poetischen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinische Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem **Virgil** bleiben; ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des **Virgils**.

Indem ich des Hexameters und des Herrn **Klopstocks** hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr **Klopstock** der erste sey, der deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr **Gottsched** hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor **Gottscheden**, setzen noch belesenere hinzu, **Heräus**. — Aber auch **Heräus** ist nicht der erste; sondern diesem glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des **Rabelais** *) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Original umge-

*) Die Uebersetzung ist 1617. gedruckt.

gangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die „Künstlichkeit der deutschen Sprach in allerhand Kar„mina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung „des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstym„mung, und silbenmäßigen Sechsschlag, weder den „Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen „wollten,) forthin weiche. Er fährt in seiner poßierlichen Sprache fort: „wenn sie schon nicht die Pro„sodie oder Stimmäßigung also Abergläubig, wie „bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie „ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen „sie auch nit nach andern traben: eine iede Sprach „hat ihre sondere angeartete Tönung, und soll auch „bleiben bey derselben Angewöhnung. Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versichern die kluge himmlische Güte,
Daß du nit frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,

Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttche Weise.
Sintemal wir Reimensweiß understan ein ungepflegtes
Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechi-
sche springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sin-
nen,
Werd ich benöthiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann darumb sind sonderlich aufgebauwt die himmli-
sche Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen Irrdische Gäste.
O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frawen,
Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr schewen zu fördern diese,
Sondern die Mühlichkeit nehmen für Müßigang süsse,
Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich en-
det.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sen-
det,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Daß sie ergeistert nützliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher
Stärke,
Des streitwaren Hackenback ꝛc.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des Ra-
belais, Huldrich Elloposcleros, und es ist höchst

wahrscheinlich, daß Johann Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ελλοψ heißt stumm, und ist bey den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκλης *) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche Rabelais, und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die Teutsche Nation vorher gehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern, dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt nnd Geblüte,

---

*) Von dem angeführten Ελλοψ nemlich, und κλης des Loos; so wie βαλυκλης, Ναυκλης. Noch natürlicher zwar würde man es von Ελλοψ und σκλης hart herleiten können, daß es soviel heisse, als Fischhart, zusammengezogen Fischart.

Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf jetziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sinntemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Em-

pfehlung des Hetäus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Encyklopädie wieder ein Muster von deutschen Haxametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaassen, in dem Alkaischen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bey gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

Siebenzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Meßias zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,*)

*) Des ersten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

„daß er zuweilen seine Wortfügungen dermassen ver„wirre, daß sich die Beziehung der Begriffe auf „einander verliere, und sie dunkel werden müßten.“ Er führt folgendes Beyspiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der große, der Sabat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund ist gekommen.

und setzt hinzu: Wer diese zwey Verse ungezwungen „erkläret, erit mihi magnus Apollo, und wann er „eine natürliche Konstruktion darinn entdecken kann, phyllida solus habeto. — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beyspiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Konstruktion ist diese: Feyert! Der große Sabat, der Sabat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subjekt hinter seinem Zeitworte steht, und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum impersonali geworden zu seyn scheinet? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll uns Gott genädig seyn? Und hat Herr Klopstock nicht eben

so

so wohl sagen können: Es flamme Anbetung der große Sabbat des Bundes? Die Konstruktion ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig seyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel, daß jetzt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den großen Sabbat des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Meßias bey weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der königlichen Druckerey zu Koppenhagen *) veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht ist das geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der Zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwehn-

*) Im Jahr 1755. in groß 4to.

te Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaasse. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publikum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis jetzt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt, und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleisse studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind jetzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie

mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmten Sylbenmaasses, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, und zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der
Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit
glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donner anschuf.

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft

heißt es jetzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die

Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte

ist beydemal für wischen, trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemahlte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von Geistern der Hölle im zweyten Gesange gesagt wird:

——— Sie giengen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)

Dumpfer, entheiligten Harfen, verstimmt zu Tönen
des Todes

Sangen sie ꝛc.

da es vorher bloß geheissen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter
Harfen

Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt itzt, von den Höhen des Throns, der thürmen-
den Felsen

Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche
Rechte

Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Itzt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche
Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt, und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm Staub der Ver-
wesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen
ausstreun.

Seht den Entwurf von meiner Entschliessung. So
rächet sich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem gieng von dem Versöhner
Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern
der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blatt hin. Am
Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab
ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Ent-
setzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die
Hölle,
Und vor ihm ward Satan znr Nacht! So schreckt ihn
der Gottmensch.
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung
stille ꝛc.

Aber auch die Kunst auszustreichen verstehet Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. seyn sollte, wenn Adramelech sagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Wesen, wie Sa-
tan, nur einzeln;
Nein zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich
in Staub hin

Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen, und winden
und jammern,
Wenn sie sich winden, und krümmen und jammern, so
sollen sie sterben.

so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden,
und sterben.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entschliessungen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deswegen die vortrefliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Meßias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll
Jammer

Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drey schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey schrekliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott seyn!

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Karakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heydnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des

Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider diese Regel, viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht.

Achzehnter Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan, *) oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt; Berachia Ben-Natronai Hanakdan, haben Ihre Aufmerksankeit an sich gezogen, nnd Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzehlen, den Herr Professor Gottsched mit diesen

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften III. Band, 1tes St. S. 73.

Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reinecke Fuchs *) auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweyte Uebersetzung ist eine Hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen 1557 zu „Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben-Natronai gewesen. Nun „meinet zwar Morhof, es wären auch andere „Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Aesopisches Fabelbuch seyn. Allein „im Reineke Fuchs kommen ja auch andere Fabeln „von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs „auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht „die vornehmste darinn wäre.“

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn seine Schrift das erstemal gedrukt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen, und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachia Hanakdan bereits am Ende des dreyzehnten, und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers

*) In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43)

aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eignen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidenes Allein in den Tag hinein, entgegen gesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen; und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen bekommen, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs ist. Es sind Aesopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen Fabeln der Füchse genennet hat, weil die Füchse unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier sind einige derselben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aesopischen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Uebersetzung, sind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnißvoller Thor wird oft für weise gehalten, und in den Rath der Verständigen gesetzt. — Zwey Hirsche standen am Ufer eines Baches, und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flistern. Ein Mensch gieng auf der Heerstrasse, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum „redet ihr so leise, Freunde? fragte er. In dieser Einsamkeit wird euch niemand belauschen.“ — Wir entdecken uns eben keine großen Geheimnisse, war die Antwort. Die wichtigste Ursache warum wir hier bey einander stehen, ist die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bey sich selbst: Siehe! es ist nicht gut alleine zu seyn, doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich diese? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen.

Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsterniß eingehüllet schlummern. — So eben gieng die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt, und sprach: „ich habe dich je und je geliebt, und „will dich zu mir ziehen aus lauter Gewo„genheit, (Jer. XXXI. 3.) Ich will dich zur Frau „nehmen, Sonne!“ — Du bist nicht klug, Maus! versetzte die listige Sonne. Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlöscht? Siehe! die Sonne scheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen; so wirst du glücklicher seyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich habe mir „Mühe gegeben, und dich gefunden, meine Liebe, „meine Schöne, meine Braut! Komm! du sollst „meine seyn; ich werde dich nie verlassen.“ — Wenn du mich heyrathest, antwortete die Wolke, so mußt du flüchtig und unstät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie suchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüsten. Komm mit mir aus dieser Einöde, rief sie, komm! Ich habe dich unter

allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen. — O du betriegst dich sehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe ich mag toben wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — Gehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann, als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund, und machen sich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zweyhundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füssen durchbohrt. Eine solche Frau lässest du dir anrathen? — Der junge Freyer sah sich in seiner stolzen Hoffnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte, und fand eine Gehülfin, die um ihn war. (1 B. Mos.)

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch

er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Ochs erblickte ihn, und fuhr erschrocken zurück. Was fürchtest du dich, Vetter? rief der Bock, wir sind ja beyde in einem Stall erzogen. Bist dus, antwortete der Ochs, alles, was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geänstiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sey. Der Unersättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen, und unsere Kinder zu Waysen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu; aber hinfüro hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüßten

lässest. Der Wolf schwur und gieng zurück. — Wenige Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleisch zu geniessen! — Die Strafe ist hart! und ich habe geschworen — Doch in jedem Jahre sind drey hundert und fünf und sechszig Tage. Tag ist wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue; so wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that sie wieder auf; **da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.** Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüßt, ergriff das Schaaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigsten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schaafe, der Widder und der Löwe.

Die Schaafe waren einst in den Ställen allein, denn die Hirten hatten sich entfernt, und vergessen die Thüren hinter sich zu verschliessen. Keines blieb in dem Stalle, denn sie giengen heraus auf

dem

dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen, und eilete sie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen sich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Segen finden. Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! dein Fleisch wird süsser seyn, als dein Gruß. — Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die CXXXXII. Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich

mit Macht. Der Herr ward böse, und verschnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändiget seyn, sagte er zu seinem Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. Gut, sagte der Ackersmann, du sollst auch diese verlieren, und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mißhandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt, sagten die Nachbarn, der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist.

Die LXXXXVIII. Fabel

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen, und sang mit raucher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrey hörte. Was mag dieses bedeuten dachte der Adler: (2 B M. c. 32, 18.) Es ist kein Geschrey gegen einander, deren die obliegen, oder deren die unterliegen? Er lies sich herab, verscheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun schreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet.

Neunzehnter Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit *) gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meynten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen; doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

——— ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν ὀ φω-
τα λαμβανει ———

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet.

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, 2ten Bandes 2tes St. S. 360.

Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prose so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung, denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von „Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man „glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt.

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste weis ich, kennen sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

An den Hiero, König von Syrakus. *)

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lo-

*) Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

bernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst du Siege erzehlen, o suche mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn, als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympischen zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Pallaste versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabnen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Zither! wenn Pisas und Pherenikus *) Ruhm deine Brust in süsser Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen Alpheus **) flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den

*) Pisa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

**) Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syrakusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des Lydischen Pelops, *) den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte, **) nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erze hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit

*) Er verstehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwehnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

**) Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet, und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet, ausser Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die Stücke in einen reinen Kessel geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anstatt der verspeisten, gegeben. Dieser reine Kessel (καθαρος λεβης) ist es, welchen unser Uebersetzer, zwar schön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reiz über alles Honig gieſſet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen, und macht daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gastmale lud, wo wechselseitig die Unsterblichen assen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte;

2. Antistrophe.

Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähender Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmassen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer gesötten, den Göttern zur Speise gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittere! — Denn schon oft hat die Rache den Lästerer ergriffen. *) Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, so war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines so erhabnen Glückes zu schwach, bracht ihm sein Uebermuth einen unbesiegbaren Jammer; einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhieng. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er, mit drey andern Genossen seiner Qual, sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hoft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milch-

*) Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

haar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich, nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erleuchten Hippodamia. Einsam gieng er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, „o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus „nicht fühllos ist, *) o so hemme des Oenomaus „eherne Lanze, bringe mich auf den schnellsten dei„ner Wagen nach Elis, und gewähre mir den Sieg. „Zwar fielen schon dreyzehn der liebenden Jüng„linge vor dem Speere des Tyrannen, und immer „verschiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht grosse Gefahren: und „da uns einmal das Verhängniß in das Grab ruft, „warum sollte im Finstern, von jeder schönen That

---

*) Wer bey dem Oenomaus, um dessen Tochter Hipodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen der Wagen, mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie dem, der sie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte, einhohlen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freyer sie nun bald einhohlen möchte, tödtete er ihn mit seinem Wurfspiesse.

„fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, „diese Bahn lauf ich; du aber verleih einen glück„lichen Ausgang“! — Er sprachs, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen, und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weihten. Jetzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele, und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füsse, und die hoher Arbeit sich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt, und einen solchen *) soll jetzt, so wollen es Pisas Gesetze, mein Aeolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist

*) Den Hiero nemlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

keiner des Lobes labyrintischer Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herrschender Macht. Eine schützende Gottheit ists, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Chronions *) sonnigtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betrettenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu seyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

---

*) Ein Berg in der Gegend, wo die Olympische Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis, von Kamarina. *)

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zevs Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Zither, zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt; und der süssen Bothschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons, **) empfange der Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisas Oelzweig umkränzt,

---

*) Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wieder kommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zevs nennet.

**) Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte zu Boden, und wältzte den Aetna über ihn.

daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ists, die Sterbliche richtet. *)

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und siegte; da sprach er, als er zur Krone

*) Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyspiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters, Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die Lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam selbst dem Kalais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum großen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — Ob es nöthig sey, mit den Auslegern des Pindars, diesem Beyspiele zu Folge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

gieng: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwin„digkeit gleichen Arm und Herz. Aber auch jun„gen Helden entsprossen oft graue Haare, und ei„len ihrem Alter zu schnell vor.

Der Olympischen Oden des Pindars eilfte.

An dem Agesidamus, den Lokrier. *)

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterschen Brust stets weise Gedanken. — Also

*) Diese Ode ist bey dem Pindar, als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben diesen Agesidamus, anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese eilfte noch oben darein, und nennte sie auch selbst τοκος, die Zinse.

soll jetzt, — vernimm es, Sohn des Archestrats; denn deine Faust überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges singen, der deine Scheitel schmückt, und die angeflammte Tugend der westlichen Lokrier: Daselbst, ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch schwör ichs, besucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen; sondern ein Volk, tiefsinniger Weisheit und kriegerischen Muths voll. Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

Zwanzigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ἐρωτοπαιγνια des Alciphrons seyn müssen. Der Herr von O. *.* der sich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortrefflich ge-

funden, daß er folgende Uebersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und Ueberschrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drey „Grazien neben einem Walde in acidalischen Quel„len belustigten, verlohr sich plötzlich Aglaja, „die Schönste der Grazien. Wie erschracken die „Töchter der Anmuth, als sie Aglajen vermißten! „Wie liefen sie durch die Bäume und suchten und „riefen:

„So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
„Der zärtste Silberton.
„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.
„Umsonst Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll sie nach langen Ewigkeiten,
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er schon! —
„So klagte sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

„Nun schlichen sie an den Büschen herum, und „schlugen leise an die Blätter und flohen nach je„dem Schlage furchtsam zurück.

„Denn

„Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
„So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.
„Endlich kamen sie an ein Rosengebüsche, das mein
„Chloe versteckte — und mich. Chloe saß vor mir,
„ich hinter Chloen.
„Jetzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
„Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
„Jetzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.
„In diesem Spiele überraschten uns die Grazien,
„und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und
„hüpften fröhlich zu uns herbey. Da ist Aglaja! —
„riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da
„wir unruhig herumirren, und dich nicht finden kön-
„nen? — Und jetzt liefen sie mit meiner Chloe da-
„von.
„Was? rief ich, lose Räuberinnen!
„Wie sollte sie Aglaja seyn?
„Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien ist das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!
„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit
„meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nach-
„eilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche her-
„vortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd
„also zu mir sprach:

„Warum willst du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß jetzt einmal statt Chloen mich;
„Wünsch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.
„Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.
„Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken
„Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand
„ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwe-
„stern, und sprach: Hier ist Aglaja, ihr Grazien —
„O Chloe, meine Lust, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Ist dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzükt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat kein Ερωτοπαιγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange nur weg, und setzen Cre-

moneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzem vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufschrift, Tändeleyen. — Tändeleyen? würden sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleyen; sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gressets würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabey bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nemlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Russes meinen vorzüglichen Beyfall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus

und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung, der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten, und die einzelnen Schönheiten derselben zu bessern Ganzen versparet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück jetzt ist, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmez zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen
„Um in frohem Wechselstreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und schreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus „dem Wasser heraus, und trocknete seine nassen „Flügel, und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun „dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber „Jüngling, du hast den Amor gerettet: womit soll „ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir „meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüng„ling, rief er, was bittest du? Steht es in der Ge„walt des Amors, die Liebe in den Herzen der „Mädchen einzuschränken? — Da schlug ich die „Augen nieder, und seufzte. Aber der reizende „Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze „nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenig„stens zum Theil erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, „soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervor „keimen, zum Merkmal, daß sie dir untreu ist. — „So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehn. —
„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:
„Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn.

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen; sie mögen uns treu seyn oder nicht!

Ein und zwanzigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht so gleich, daß sein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings seyn soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— —

So will ich bald an Grönlands weissen Küsten
Nach Zama schreyn.

— —

Die lange Nacht kömmt schon ꝛc.

und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Brust mich legen
Das kleinste Röcheln spähn, und horchen, wie sie schlägt;
Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der sich in ihrem Busen regt.

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bey dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie

sollten mit vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainos oder Liederchen, nemlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauischen Wörterbuche nichts zu suchen: ich will Ihnen die zwey artigsten also nach Ruhigs Uebersetzung, daraus abschreiben:

Erste Daina.

Abschied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meim Mütterlein, schon vor der „Helfte des Sommerleins:

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spin„nerlein und Weberin.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weisse Flächslein; gnug „gewürket feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weissen Tischlein ; ich „habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein ; ich „muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein ! Du wirst nicht „lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr wer„det nicht mehr funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst „nicht mehr so herum flattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit ei„nem Kranze, sondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein ! Du wirst noch schallen „vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr wer„det noch schimmern bey der heissen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr „werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.

31.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im „Kasten liegen und rosten!

Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein gieng das Sonnelein
„auf, und unter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du her-
„umgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein
„befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, gieng ich nach Wasser-
„lein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befal-
„len.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wah-
„ren Wörtelein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über
„Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wör-
„telein: Ich hab mit meinem Knechtlein ein Wörtlein ge-
„redet.

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Kuhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe, bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Zwey und zwanzigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern, wieder unter uns aufleben sehen. Zwey hiesige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opiz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzet worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch an führen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränckt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Men-

ge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.

Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bey Zeiten jagen;
Was er von der Strasse klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf gelehret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, Saufen, Spielen, Fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh ersparen.

Des Krieges Raubsucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.
Denn wär sie, wie sie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt er sie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fusses Stoß
Tretten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen

Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil sie steht gesehen!
O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird gesehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig schreibt,
Und wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt,
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an, ein wüstes Gärtnerhaus,
Und schmeissen Ofen ein, nnd schlagen Fenster aus.

Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt einen Frieden schliessen.
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey seinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmlich ist, will fragen:
Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebst der Welt, die Hölle zu gewähren.

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naif so galant kann er auch seyn!

Frage.

Wie willst du weisse Lilien zu rothe Rosen machen?
Küß eine weisse Galathee: sie wird erröthend lachen.

Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.

Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dieß bestellt,
Die, so lange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.

Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

Leser, steh! Erbarme dich, dieses bittern Falles!
Ausser Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir alles!

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

Und was kann anakreontischer seyn, als folgende allerliebste Tändeleyen?

Von einer Biene.

Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihrem Mund und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr.

Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht, du fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan!

Von einer Fliege.

Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin
Auf des süssen Mündleins Roth;
Chloris schlug, und schlug sie todt.
Florus sprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich;
Dieser Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als schadte mir.

Noch sind ein großer Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts; als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder selbst ein solcher Mann,
Oder beides auch zugleich, ist wer Reichthum sammeln kann.

Ein

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wenn beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde hat, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bey Hofe, aber nicht aus was für Grunde.

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, so bald sie wird zu haben seyn.

Drey und zwanzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen; und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten. Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klaßischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Leßing.

„Friedrich von Logau, sagen sie in ihrer „Vorrede,*) ist mit allem Recht für einen von un-

*) Friedrichs von Logau Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Leßing. Leipzig, 1759. in der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 11 Bogen.

„sern besten Opitzischen Dichtern zu halten, und den„noch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern „Lesern weiter, als dem Namen nach bekannt seyn „wird. Wir können uns dieses Zweifels wegen auf „verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahr„hundert und drüber, haben sich die Liebhaber mit ei„ner einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie „vieler Händen kann er also noch seyn? Und wenn „selbst Wernike keinen kennen will, der es gewagt „habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein „ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn „er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten „Morhofs, daß insbesondere die deutsche Spra„che, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gat„tung von Gedichten nicht bequem zu seyn scheine, kein „Beyspiel entgegen zu stellen weis: so kann er unsern „Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, „wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon „damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte „ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus „gerissen? Ein Meister, oder ein John gewiß „nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyspiele aus „ihm anführen, aber so unglückliche Beyspiele, daß „sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht ha„ben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen

John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelgen heraus, unter dem Titel: Anweisung und Exempel, mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beyspiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Mistjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Hans entnommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl sagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis & salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber „fort, eine lange Reihe von Kunstrichtern, von „Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten „Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar „nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Al„lein ꝛc. —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr

Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntniß unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau; eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexicon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nemlich von unserm Logau: „Er hat den Ruhm und den Beynamen des „Schlesischen Peirescius erhalten, und Christ. Gri„phii, seines vertrauten Freundes, Entwurf der „Ritterorden, wider dessen Willen, drucken lassen. Allein dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freyherrn Balthasar Friedrich von Logau zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, sa„gen sie, sollten uns diese Beweise dienen, daß Lo„gau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der „ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Be„weis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweise an, die ihr Vorgeben ausser allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser:

Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis ist von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nemlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, diesen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdessen, sagen die Herausgeber, ist dieser Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer „in die Vergessenheit gerith, und nunmehr mit Recht „zu einer neuen Begrabung verdammt werden „konnte. Es ist unglaublich, welche Freyheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben; und doch sieht man meistentheils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeynten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde ist größer, als der Eckel seyn kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtinnen, ist

eines von den feinsten Sinngedichten des Logau: wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück seyn. Es lautet so:

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigschnitte;
Iris grüsset ihn mit Lächeln; Ciris faßt ihn in die Mitte,
Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,
Und er überließ der Ciris, Krone, Honig und das Grüssen.

Aber welch ein plompes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen in die Wette;
Cloris krönte ihn mit Blumen, Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügste seyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrsis, denn sie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritisieren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur untereinander setzen.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.

Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird nie bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht;
Denn der kleinste Buhlerstich,
Ist für sie ein Dieterich.

Logau.

Friß die Schaafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst du nicht, daß der Wolf sie frißt.

Der Ungenannte.

Die Schaafe fressen selbst, ist der Tyranen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.

Logau.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:
Man schlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortreflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Samm-

lung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden, höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches so vortreflich ist, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben seyn lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

Belise und Thyrsis.

Belise starb und sprach im scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.
Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kanst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen! — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Kanz-

leyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichters in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter, finden können; nemlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetisches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so großen Ahnen, poetischen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen seyn. Sechszehn Jahr endlich darauf, trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun Sehen Sie, ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn drey tausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte, können unmöglich alle gut, alle aufbehal-

ten zu werden würdig seyn. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabey anmerken! das ist unter allen Nationen, sagen sie, „immer ein sehr vortreflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist.“ Der Ausspruch ist strenge; aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse, in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender.

An mein Buch.

Daß mein Buch, sagt mir mein Muth,
Noch ganz böse, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß gesundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden.

Und der Schluß des zehnten;

An den Leser.

Leser, wie gefall ich dir? —
Leser, wie gefällst du mir?

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben sie sich bey ihrer Abtheilung zwar nicht

gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bey dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nemlich, hat fast jedes Stück, eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit; und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull; wenn er nicht oft noch etwas besseres ist. Urtheilen Sie selbst.

Ursprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus wiederfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt und auch betrübte?
Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süsses Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen:
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dieß Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;

Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,
Sassen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüssen küßten.

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Venus, voller Zorn und Wüten
Hat gar schwerlich dieß erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammen raffen,
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süsse Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben;
So wie sie das Küssen büssen,
Und mit Leid ersetzen müssen.

Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern mir nicht glauben:
Wünsch ich euch, für solche Tücke,

Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Welch eine glückliche Fiktion! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder seyn, wohin ich kommen soll.
Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb ohne List;
Hier werd ich sehr geehrt, dort werd ich schön geküßt;
Beym Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: daß du bist so Wunderschön;
Und so wunderkeusch; und daß beyde Ding beysammenstehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beym Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten.

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichen Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber „genug, sagen sie; daß in dem unbeträchtlichsten „noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es

„unsrer Wahl werth gewesen. Ist es nicht alle„zeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und gros„ser Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Aus„druck, eine naive Wendung und dergleichen.“ — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und grosse Sinn besonders, macht eine Menge von Logaus Sinngedichten, zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebät.

Die Einfalt im Gebet ist großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut, und nennet bloß die Noth.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Kurz, es ist nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist un„widersprechlich, daß wir in unserm Logau allein, „einen Martial, einen Catull, und Dionysius „Cato besitzen.

Vier und zwanzigster Brief.

Es war der blosse Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt;

und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie sehr sich, ausser der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutschen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie sind nemlich mit ihrem Dichter, wie mit einem wirklichen alten klaßischen Schriftsteller umgegangen, und haben sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die kritischen Erythräi desselben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher „über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche „unserer Sprache seyn würden.

„Die Sprache des Logau, sagen sie, ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tscherningen hierinn die erste Stelle nach „Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach „Tscherningen unserm Logau. Das Singedichte konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die „Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie, unter der „Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in „alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine „Worte sind überall der Sache angemessen, nach-

„drücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch „und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmei„chelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe „spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; poßier„lich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen „sucht.

Von der Sprachenmengerey, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frey gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus, und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beylaut, Inventarium, durch Fundregister; Profil, durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatocismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierinn kein übertriebener Purist; sondern er spottet vielmehr über die zuweitgehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedisiren anfieng.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich jetzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornemlich in zwey Stücken, in gewissen Wörtern und Fügungen nemlich, die wir, es sey

nun

num mit Recht oder mit Unrecht haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beybehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle sorgfältig gesammlet, so „viele derselben bey unserm Dichter vorkommen; „und haben dabey nicht allein auf den Leser, der „sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von „unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche An„sehen genug hätten, die Besten derselben wieder ein„zuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, „daß sie der Sprache dadurch einen weit größern „Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz „neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr „Stempel ihnen den rechten Lauf sobald geben möch„te. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie „ein veraltetes Wort auch dem eckelsten Leser durch „das, was Horaz callidam juncturam nennt, an„nemlich zu machen ist.“ — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters, erklären sie sich folgendermassen: „Die Schlesische Mundart ist deswegen „einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern „Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten gu„ten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, „welche diese Männer an eigenen Wörtern, Ver„bindungsarten und Wendungen darinn gefunden

„haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Auf diese beyden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von diesen auf die übrigen schliessen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret.
— — — Ein solches Klug.
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.
— — — — —
Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß, eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substan-

tive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung, oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsylbe, ley. Logau setzt nemlich diese Endsylbe, die wir jetzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem ist dieses seinerley; und wie weitschweifig müssen wir jetzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerley sagt, sagtler, und andere Alte, auch dieserley, meinerley, deinerley ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche selbst.

„Bieder; rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir „lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so an„gemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch „führet den Paßionsgesang: O Mensch bewein dein

„Sünde groß ꝛc. an, worinn es noch vorkomme.
„Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Lo-
„gaus in dieser Absicht anführen: (III. 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

„Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bey ihm
„aber findet man noch andre dergleichen nachdrück-
„liche Komposita; als Biederweib, Biederherz,
„Biederwesen, Biedersinnen. Und welch ein
„vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem
„alten Lobliede auf den Wendischen König Anthy-
„rus vorkommt.

Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre.

„Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein
„Biedermann von einem Biedermanne erhält.

„Brunft. Sinngedicht 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süssen Liebe Brunft.

„Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort,
„den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung
„anzuzeigen; derjenigen nemlich, welche dabey brüllen
„oder brummen. Unwissenheit und Nachläßigkeit
„haben dieses Wort in Brunst verwandelt, wel-
„ches von brennen gemacht ist, und haben dadurch
„Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln
„Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu ver-
„binden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Ver-

„mischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fer-
„vor, ardor, und bedeutet so wenig etwas übeles,
„daß es die übele Bedeutung nicht anders, als durch
„ein Beywort erhalten kann. So sagt z. E. unser
„Logau: arge Brunst, geile Brunst. Brün-
„stig aber, entbrünsten, und andere dergleichen
„abgeleitete Wörter, brauchen Opitz, Morhof
„in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch
in seinem Wörterbuche schreibt zwar“: Brunst sagt
man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und derglei-
chen, wie einige Jäger thun; sondern besser Bunst.—
„Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch
„hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von
„Wölfen und Lüchsen weder Brunst noch Bunst sa-
„gen, sondern beyde rollen oder ranzen lassen.
„S. Döbels erfahrner Jäger.

„Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau,
„dem ersten Ansehen nach, in zwey ganz verschie-
„denen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel
„als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

„Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen.
„Anhang 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren ꝛc.

„Frisch hat die erste Bedeutung gar nicht, und aus „der zweyten macht er ein besonderes Wort, das er „vor sich, und nicht unter Demmerung anführt. „Es sind aber beyde Bedeutungen so verwandt, daß „auch mit der zweyten eigentlich der Begriff der „Demmerung zu verbinden ist. Der Spate in „seinem Sprachschatze sagt sehr wohl; Demmen „proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in „tenebris perpotare. Statim autem ad quamcumque intemperantiam & helluationem transferri „cœpit.

„Flitte, die Sinng. 644.

Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte ꝛc.

„Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader „gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem „griechischen Plebotomum zusammen gezogen seyn „soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu „seyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon „das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im „Gebrauch ist. Uebrigens ist dieses weder die Lan„zette, noch der Schnäpper, sondern es ist das alte „deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer „Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem soge-

„nannten Schnäpper gemacht wurde. S. Hei=
„sters Chirurgie S. 380.

„Hinsichern, sich. (XIII. 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

„Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht „hat, und welches an diesem Orte ungemein nach=„drücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der „Christ, der jetzt in der Welt nirgends sicher ist, be=„giebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher „zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wör=„ter ohne Unterschied getadelt, andere haben der=„gleichen bis zum Eckel gemacht. Dichter von gu=„tem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen „solche Ausdrücke desto seltner, ie glänzender sie sind. „Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur „durch ein einziges Mittel aufzustutzen weis.

„Noch, noch; sagt unser Dichter (I. 1. II. 12.) „für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo „das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durch=„aus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht „auch noch heut in jenes bequemere noch verändern „dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

Aber ich will hier aufhören, abzuschreiben. Ich

weis gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen, und studiren werden, sobald Ihnen ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Fünf und zwanzigster Brief.

Ich muß ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jünster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortreflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen Hexametrischen Versen übersetzt. *)

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum erstenmale in unserer Sprache erscheinet; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle

*) Bey J. J. Schorndorf in groß Oktavo.

bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das Nußbraune Mädchen mögen nacherzehlen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechische, lateinische oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon, ein Gedicht, in welchen der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drey Theile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Grösse gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an

guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allem sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger spricht, und glaubt eurem Freunde,
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,
Alles sey eitel, was wir thun, und was wir gedenken,
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehen,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, sonst von nichts wissen,
Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erst bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich seyn wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:
Wir gehen nach falschen Freunden, nnd leiden wirkliche Uebel.

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig konstruieren und interpunktieren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden sollte, hätte es in der dritten Zeile heissen müssen: daß alles eitel sey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachläßigern in der Welt seyn. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einzigesmal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Skansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einen Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle diese Stelle: um Sie zugleich an eine von den mahlerischen Phantasien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sklavin weigert sich die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter andern:

Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet.
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,

Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu; und er schwur mir ein gleiches:
Und glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.
Unsere beyderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel, und schrieben
Was wir feyerlich gesprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil, unter neun Versen gewiß immer achtmahl beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan | gem

Und dergleichen grobe Verstossung wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortrefliche prosaische Uebersetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas *) gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröfnet hatte, daß die Per-

*) Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

ser Sieger würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, „ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des „Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine „Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen „Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre „die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von mensch„lichen Füssen nicht zu erreichen, wenn die Furcht „des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber „vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und „Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu „erschüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die „Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß „selbst die Tugend trauert, wenn ihr die Freyheit „mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens her„umsieht. Sprich also, o Sparta, und fordere „mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe ent„gegen, und lächelt das rühmliche Schicksal an. „Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen; „aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein „Glück, welches der Himmel von allen den besten „Gütern des Geschicks auslieſt, und mit sparender „Hand nur wenigen schenket.

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des To-
des,
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste
Freunde!
Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerli-
chen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füsse
Allzusehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich
vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schre-
cken
Um ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt
ist
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! sprich, und fordre mein Le-
ben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es for-
derst,
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu le-
ben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben
Ist ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewäh-
ret;
Er ist sparsam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebertsche Uebersetzung vor sich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyspiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den Schweizerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa, und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das Schrecken, oder Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen, oder sich durcharbeiten? —

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meinet der Vorredner zu der Uebersetzung des verlornen Paradieses nicht, wenn er sagt, daß man jenes grosse Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigen Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freyheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht.

Und

Und doch führt er diese nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter ausserordentlich verliebt haben, denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books, in the eyes of the wordling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
Aud unworthy of the providential kindness &c.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten, mag es noch

hingehen; denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus, (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter und sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Englischen einzuführen. *) Unter den prosodischen Regeln, die er dabey beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwey oder mehr Mitlauter

*) An Introduction af the aucient Grac and Latin Miasures iuto Briliſh Poetry; attampted in the following pieces, *viz* a Translation af Virgils firſt Eclogna: a Translation of Virgils fourth Eclogna; Jacob aud Rachal, a paſtoral &c, London 1737. 8vo.

folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwey verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandieren liesse, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods aud low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumæan arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! &c.

Sechs und zwanzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaasse, in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen, von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlornen Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte Die innern Schönheiten des Gedichts, würden die ungewohnte Versart so lange vertretten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die ausser diesem neuen Metro selbst, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getretten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Meßias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben; und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet,) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cis-

sides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexameter seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk *) bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Mahler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemählden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange, die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemählde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

*) Cissides und Paches in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin 1759.

Wenn, vom Orcan gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölcken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom Tausendstimmigen Stnrmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es sie mit leichten Füssen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen?

— — — — — —

Sieben und zwanzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch; eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweyten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darinn blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Kalender. Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die An-

merkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein grosser Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu? „Diese ängst-

„liche Eintheilung seiner Schäfergedichte in Monate, „hat ihn gezwungen, die nemliche Beschreibung „entweder in drey Monaten nach einander, mit „veränderten Worten zu wiederholen, oder, wenn „sie das erstemal schon erschöpft war, gänzlich weg „zulassen; woher es denn kömmt, daß einige von „seinen Eklogen, (als zum Exempel die sechste, „achte und zehnte,) sich durch nichts als ihre Titel „unterscheiden. Und wie kann es anders seyn, „da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht ist, „daß es, so wie eine jede Jahrszeit, also auch einen „jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beschreibung „versorgen könnte“? *) — Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popens sämtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Hel-

---

*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted bevore, entirely to omit it: whence it comees to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month wirth a particular description, as it may every season.

den nicht erinnern wollen. *) Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht

*) Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unsere Kritik seiner Uebersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspostreuter; zum drittenmale in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl „meinen Prahler auffordern, mir in den beyden Stü„cken, (der Vorrede nemlich und der Abhandlung von „der Schäferpoesie) seinen Vorrath von Fehlern auf„zuweisen.“ — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in diesen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen ob L. oder Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas bessern brauchen können. Dem Leser unterdessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scru-

nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Eckel, mutatis mutandis heissen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben; er, der andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento, aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller plumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lektüre zu wiederhohlen, als etwas neues zu lesen glauben.

---

pulous division durch die gar zu richtige Eintheilung. Und to repeat the same description for three months together durch für drey Monate zusammen zu wiederholen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben so wohl nach einander als zusammen heissen kann? (Einschaltung des Herausgebers C.)

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergessen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drey Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nemlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst, und seine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert „sie, die Natur, (sagt Herr Dusch auf der 280ten „Seite) in den Geschlechtern der Thiere, von dem „Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten „Schaaren von der Vogelfliege bis zum wüthenden „Strauß; in den Insekten, die zu betrachten ein „Merian, die neue Welt besuchet ꝛc.“ — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian, (heißt die

„gelehrte Note,) ein bekannter Mahler, reisete, „bloß aus der Begierde, die Schönheiten der In„sekten zu betrachten, nach Surinam.“ — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine **Maria Sibylla Merianin** kenne ich wohl, die in einer ernsthaftern Absicht, als die blosse Schönheit der Insekten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz; hier steht **Cadmus**, wo **Semele** stehen sollte.

Ich komme also zum **dritten Theile**. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widersprechend ist die „Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, „einen Irrthum zu behaupten. In was für

„Widersprüche versinkt sie nicht!“ *) Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tavtologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der Tod „dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth „schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine „Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, un„sern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns „einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den „Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte „unser Leben schliessen; zugleich sollte in einem Seuf„zer unser Athem entfliehen. **) Nun jadoch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zufolge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur

*) Seite 291. **) Seite 241.

alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch vor diesem Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freylich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellæ!
Sic tu cœcus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der Landmann weis der Kälte Ar„beit entgegen zu setzen, und wider Willen des Win„ters, Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter „seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, „unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zer„reißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter „seiner Sichel fallen die Aehren der Felder. *)“ Vortreflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ungefehr weis, in welchen Monat die Erndte fällt.—

fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Oktobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, (Æquinoctium autumnale) geben, und sagt: „Jetzo „wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schaalen, und der Stand der Sonne theilet den „Erdkreis in Licht und Finsterniß.“ *) Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt.

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Skribent muß träumen. Geschieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilet? Ich denke es geschiehet immer; die Sonne mag stehen wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen,

*) Seite 112.

wie er zu diesem albernen Zusatz gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem. *)

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsterniß getheilet ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt: **)

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo, & *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

*) Georg. lib. I. v. 209. **) Georg. lib. IV. v. 425.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Kuäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweyerley auf einmal bewiesen; nemlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyspiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft, und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: Uebung entwickelt die verborgnen „Kräfte der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des „Körpers. Durch sie gestärkt, mißt einer die Erde, „verfolgt den Planeten auf seiner Bahn, und mißt „die Weite von einer Sonne zur andern ꝛc.“ *) — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie

*) Seite 64.

ihm diese Prahlerey danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat, und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar daß Hugenius, und noch in unsern Zeiten Bradley, wahrscheinliche ohngefähre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch; ey, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kabelesit? Oder um ihn, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beynahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint, und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Kometen mißt; nach Spannen. Meynt er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre?

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemählde öfter mit Fiktionen zu unterbrechen. Und sehen Sie;

auch diesen Rath hat der gutherzige Skribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den **Traum** dazu, der am Ende des Oktobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgränz„tes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Fer„ne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, „war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal „im Traum befand.“ — Bemerken Sie doch sogleich dieses **unumgränzte** Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen **umgränzt**. — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgränzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen wei„ter verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln „den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebe„ne bringt.“ — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgränzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauren Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was endekt er in der Ebene? Er entdekt in der Ferne „ein majestäti-

„sches Gebäude, das ihn in Erstaunen und Ehrfurcht „setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern „die sich mir im hellen Lichte entgegen kehrten, „andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Un„ermeßliche Schatten fielen auf die unumgränzte „Fläche, und mahlten mit schwarzen Finsternissen „die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe „auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge „der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und „die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken „zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korin„thischen Säulen. Alle Theile desselben waren in „der vollkommensten Symetrie zusammengefügt; „und ihre Verbinduug war so genau und richtig, „daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil „aufhörte, oder der andere anfieng. Kein nöthi„ges Glied wurde hier vermißt, und keine Zier„rath war überflüßig, eine bewunderswürdige Ein„falt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät „des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in „Erstaunen.“ — Das nenn ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzi-

ge überflüßige Zierrath hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht, nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säu„len.“ Es ist um ein aufgeschnaptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Dreustigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, tretten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Kollegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren „Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren be„streuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völ„ker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zu„sammen, und unterreden sich zum Theil ganz leise,

„zum Theil durch Räthsel. — Ihre Lehre war „nicht würdig auf die Nachwelt zu kommen. — „Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nach„welt übergeblieben. — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den „Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschie„denen Schriften, als Bournets Archæolog. phi„los. in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie „der Erde; Reimmanns Einleitung in die Ge„schichte der Gelehrsamkeit, und andern zusammen „suchen.“ Vortreflich! Man muß sie aus denen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archæologias philosophicas geschrieben? Ein Burnet, weis ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Hause, fährt der Genius fort, ist „der, den du dort in griechischer Kleidung siehst. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjunkts der philosophischen Fakultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Sekten, und einzeln

Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Kompendio einer Geschichte der Weltweisheit, finden kann Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht fein lächerlich! Und so gleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die lächer„lichste unter allen.“ *) Oder vom Aristoteles: „eben so lächerlich und dunkel nahm Aristote„les Materie, Form und Privation zu seinen „Grundquellen an. **) Oder an einem andern „Orte vom Epikur: Ich gehe hier nur kurz die „Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrge„bäude zu Boden werfen können.“ ***) — O mein Herr Genius, diese ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weiß machen, wenn sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind „bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst „nicht mehr glaubte, das sucht die Neue wieder „hervor, und die offenbarsten Irrthümer gewinnen „noch einmal Beyfall: und ein Spinoza, Cartes

*) Seite 179. **) Seite 180. ***) Seite 274.

„oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des „Chrysippus oder des Epikurus in eine neuere „bessere Tracht.“ Was sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ohngefähr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beyde eben dasselbe; oder jeder etwas anders? Wenn sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E. er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst gebohren worden? Wenigstens lebt der Philosoph, in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem großen Baco:

„Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich „mit vereintem Fleisse um die Erkenntniß der Na„tur bemüheten, und die Wissenschaften ins Aufneh„men zu bringen suchten. Eine vortrefliche Stiftung, „die seinem Andenken Ehre macht, und groß genug „ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte „die Ehre, diesen Weltweisen gebohren zu haben, „und in seinem Schooß die erste Gesellschaft wahrer „Philosophen zu hegen ꝛc.“ *) — Wo hat denn der gelehrte **Genius** gelesen, daß **Baco** die englische Socität der Wissenschaften **gestiftet** habe? Gestiftet: so sagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des **Baco** genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie **Baco** gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr **Dusch**, mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: **)

„Von diesem Zeitpunkt der Geschichte der Philoso„phie sagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln,
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.

*) Seite 188. **) Seite 187.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist. Wenigstens billiget er sie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen? —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen sich mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig in den seltsamsten Raritätenkasten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel eröfneten den Eingang durch „ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten auf „marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen stan„den in ihren Fächern die Bildsäulen der größten „Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wich„tigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in „der Tracht der Chaldäer ꝛc.“ Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draussen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch so gar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden,

nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Ein„falt! — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; jetzt geht die Sonne daran auf, und jetzt unter; jetzt scheinen die Sterne, jetzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemählde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesätze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen ꝛc.: das sind die inneren Dekorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröfneten zween mächtige Flügel „eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unab„sehbares Feld.“ Merke auf, sagte mein Führer zu mir und betrachte! — Der natürliche Savoyard:

Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich: „Entblößte Hügel, die ihr Inneres auf„decken; Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle ꝛc. Und abermals repräsentiret sich: „Die schönste Ge„gend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern „und Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt. Und abermals repräsentiret sich: „eine unzählbare „Menge von Stauden.“ Und abermals repräsentiren sich: „theils Pflanzen, theils lebendige Geschöpfe.“ Und abermals repräsentiren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber sie sehen das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thier„reichs soll daher ihnen selbst überlassen seyn!

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil, „eine „Priesterin in weissen Atlas gekleidet an den Altar „tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme „gießt.“ — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu; „schön, aber menschlicher gebildet, mit ei„nem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in „dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bley„maaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihren Linken

„trägt ein blühender Genius ein vollgeschriebenes „Buch.“ Diese drey warfen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem eckeln Kollegio für beyde schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind diese, die hier „anbethen? — Jene blühende Gestalt, sagt der „Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung „zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr „beständig das Buch der Natur vor, und beyde „führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Reli„gion dem Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er „ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend ver„schiedenen Stimmen erklang. — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn sie wissen wohl, daß wir im Traume nichts neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träu-

mer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiktion gedenken, als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sey. — Wie könnten Sie zwar das argwöhnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet, sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern lassen, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht eben so elend ist, als der Traum, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September *) die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beyspiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alceſt seine Hütte

„am

*) Seite 93.

„am Strande der See. In was für Verwünschun-
„gen und Klagen brach er wider den Himmel aus,
„der ihn gesandt hatte! Welch ein elendes Leben,
„rief er zu den Felsen, ist das Meinige! Kaum kann
„ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brodt
„erwerben, das meine Nothdurft fordert! Unfucht-
„bar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe
„ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die
„Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unsichern
„Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit
„Gefahr des Lebens, mit dem Ruder die ungetreuen
„Wellen schlagen, und von den Ufern des Todes
„ein schlechtes Opfer für meinen Tisch hohlen.
„Und dennoch, o Himmel, sendest du Stürme, die
„meine arme Hütte niederreissen? Soll ich denn
„den Ungewittern und Regen, soll ich allen Belei-
„digungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch
„nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle We-
„sen wieder vergnügt? Der Vogel schläft unter dem
„grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt
„ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Bo-
„den reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und
„in warmen Gebüschen, und der Wurm findet im
„Schooße der Erde eine sichere Ruhestädte: nur
„ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um mich zu
„quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Au-
„gen, warf er sich voll Unmuth, und müde seines
„Lebens, Alceſt, auf einen mooßigten Felsen nie-
„der. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf
„nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene
„Tag öfnete erst seine schweren Augenlieder. Trau-
„rig stand er von seinem harten Lager auf, und wand-
„te seine Augen auf das Meer. Dann suchte er
„seine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen
„zusammen, und sein Kahn stand zerschlagen auf
„dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom
„von Thränen aus seinen Augen, und neue Kla-
„gen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg
„er die Klippe hinunter, und wanderte zu seinem
„Nachen. Aber der Nachen war zertrümmert,
„und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von
„wüthender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer,
„entschlossen sein Leben zu endigen, und in demje-
„nigen Elemente den Tod zu suchen, das ihm des
„einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte.
„Nimm auch mein Leben, rief er, nimm dieses
„elende Leben, Schicksal, das ich nicht mehr er-
„halten kann! Jetzo will er sich in die Wellen stür-
„zen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer
„übersah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf
„dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Ma-

„sten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und „der Keil stak in einer Sandbank. Jetzo vergaß „er seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde „und Hofnung beflügelten seine Füsse. Was für „Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, „das eben der Sturm, der seinen Kahn und seine „Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben „hatte! Wie vergaß er zu feufzen, nnd nennte das „Ungewitter ein Mittel seines Glücks, und den „Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm „gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust „ersetzt, und eben der Sturm den er verwünschte, „bereicherte ihn.“

Welch ein abscheuliches Beyspiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer; und doch spricht dieser elende Fischer, natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr seyn! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er murret; er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäufte, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlaffen; er wirft sich auf einen moosigten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt

ihn in die Arme. Gewiß dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schlief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, eben so fest; aber nicht eben so lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erst seine schweren Augenlieder! Anstatt aber, daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wüthend als er gestern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll, oder nicht: er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verlohren haben, als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bey ihm wirken müssen, wenn ihm Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das seyn, von dem es in einem solchen Falle heissen kann: „er „vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegier„de und Hoffnung beflügelten seine Füsse.“ Herr

Dusch fragt an einem andern Orte: *) „Um mich „zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich ei„nen andern an der seinigen mit dem Tode ringen „sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger, „als der meinige, ein so schrecklicher Gedanke, der „in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermun„tern können“? — Doch diese bessern Gesinnungen im November konnte Herr Dusch freylich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beyspiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr es enthält gewissermaaßen den allgemeinen trostreichen Satz; Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diese nemlich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte jetzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich

*) Seite 221.

der Unzufriedene, der dieses Beyspiel lieset, nicht eben so wohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schliessen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weis niemals das Ende zu finden, er mag schreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schliessen, ohne vorher feyerlich zu protestieren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duschen halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschliessen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen, als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im Oktober. *) Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt; hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Karakter, ein satyrischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich die„ser veränderlichen dummen Göttin. Was wir am „häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten: und „der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn „er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich „so sehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch „die Brille betrachten müßte, wenn er wissen wollte, „was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Ge„schmack habe ihn verführt: aber vielleicht sagt er „zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist „Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt, mit „einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geschmie-

*) Seite 159.

„re und das Meisterstück eines van Dyk an. Was „machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? „Ach! grausamer Loraine, fünf deine verblieche„nen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Kurio. Alles bewegt sich, „alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, „seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, sei„ne weisse Hand, und seine reiche Weste an! Mit „ihm schwatzet die Schöne von Büchern, vom Schau„platze, oder vom Grandison. Diesem mit sich „selbst vergnügten Anbeter aller Schönen, erlaubet „sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. — Es „ist leichter ruft der Weichling, ein siegendes Heer „anzuführen, oder ein sinkendes Land zu erhalten, „als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder „einen Tanz anzuführen, oder neue französische Mo„den nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob „es Zeit sey, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen; „Zeit zu spielen, oder zu beten; Zu glauben oder „sich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; alles be„stimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stun„den des Tages gebietet. Noch in der letzten Stun„de ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, „die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewon„nen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre trau-

„rigen Freunde mit gefaltenen Händen um ihr Bette „standen, rief sie ihren Bedienten zu sich :“ In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehn; sechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Räthin; und keine Karosse, und keine „Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn „sie sähen, daß ich meine Füsse zum gehen brauchen „könnte! Wir dürfen nicht so stark seyn! sagte die „iunge Narzisse zu ihrem Gemahl. — Aber wie? „versetzte er, bedenken sie doch! Eine Karosse und „Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde „gehen. — Und wollten sie sich noch bedenken, wenn „es die Mode so will? —

Acht und zwanzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die großen Lobsprüche, welche der nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des seel. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß

der nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermassen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freyheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentliche Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemer arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.*) Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser jetzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heisse Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negozianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem fünfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genöthiget

*) Der nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer, sechzig Stück; Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann, 3 Alphabet 12 Bogen.

sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beygetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit den eignen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Auffehers, und sagt: „Da ich schon in einem Al„ter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten „und ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in „Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, oh„ne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr „von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize, „als von einer uneigennützigen Begierde, meine „Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, ge„trieben würde: So habe ich mich entschlossen, für „mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater „für England gethan hat.“

Auf zwey Punkte verspricht er dabey seinen Fleiß besonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nemlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäft aus

ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beydes, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht,*) welche mehr als ein Stück einnimmt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die eckeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzählt z. E. **) als ihm sein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daseyn eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie, bekannt machen wollen: so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen gesucht, und sey einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden seyn werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet worden. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unter-

*) Stück 46. 47. 48. **) Stück 50.

weisung von dem Leichten auf das Schwere-re fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmlung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott „zur „Belohnung seiner unschuldigen Jugend, in seinem „dreyßigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, „als noch niemals einem Menschen gegeben worden, „ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet, „und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche „herrliche und ausserordentliche Thaten zu thun, als „sonst niemand ausser ihm verrichten können.“ — Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlösers **erleichtern**? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt, mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger,

es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflöſſen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der nordiſche Aufſeher zum Beſten der unſtudierten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ohngefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiſet er z. E. in dem vierten und ſiebenden Stücke die Werke des Kanzlers d'Aguesſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze; „Ich „kann nicht ſchlieſſen, ohne zur Ehre dieſer Werke „und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß „ſie mit allen andern vortreflichen Arbeiten des „menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer „unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand „und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte „alles zu ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter „den Deutſchen, und nicht wie Lodde unter uns „überſetzt.“ — In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meynen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt? „Er iſt ein Genie, „das nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, „ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an

„an den Geist Davids und der Propheten gränzet ꝛc.
„Nach der Offenbarung setzt er hinzu, kenne ich fast
„kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch,
„welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere
„Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken.“ —
Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Buttlers *) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts **) moralische Schriften; des Hrn. Basedow ***) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabau †) Freund des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin. ††)

Dieses letzte Gedicht führet den Tittel: **Ein Maytag.** Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeicheley;

*) Stück 9 und 22. **) Stück 21. ***) Stück 24. 29.
†) Stück 34. 36. 38. 40. ††) Stück 52.

cheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Uebersetzung daraus anführt, sind so vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schliessen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, des„sen Liebe unumschränkt ist; der du für jeden Sinn, „damit man Dich erkennen möge, ein Paradies er„schaffen hast, Du bist alles und alles in Dir; über„all sieht man deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den „Herbst zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber „der Frühling — was soll dieser seyn? O Er„schaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu den tau„ben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen. —

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er „erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er näh„ret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist „beynahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser „Freude die, welche in dem Dunste und Staube „verschloßner Mauern, wenn die ganze Natur ruft: „Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lau„ren. ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern sich, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen sie denn nicht, daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anders zu seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz; die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weis. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtschaffner Mann seyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen; alle sie betreffende Streitigkeit mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der nordische Aufseher hat ein ganzes Stük *)

*) Stück 11. S.

dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenen Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal denn; aber sehen Sie selbst wie bündig sein denn ist. „Denn, sagt er, ein Mann, welcher sich „mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht „gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen „eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu wer„den; und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß „er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachläßige, „ob er sich gleich von demjenigen befreyet achtet, „was man unter dem Namen der Frömmigkeit be„greift, ist — ein Lügner muß ich sagen, wenn „ich nicht strenge sondern nur gerecht urtheilen will; „weil er selbst gestehet, kein rechtschaffner Mann „gegen Gott zu seyn. Ist alle Rechtschaffenheit „eine getreue und sorgfältige Uebereinstimmung sei„ner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, „und wird eine solche Uebereinstimmung für noth„wendig und schön erklärt; so kann sie nicht weni„ger nothwendig und rühmlich gegen Gott seyn, „oder man müßte läugnen, daß der Mensch gegen „das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen

„stünde. — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Christ ist; in dem Beweise aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt; Hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einem dieser Personen wahr sey, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, höre „ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein „Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frey, sein Witz wird unerschöpflich, wenn „er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; „aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtig-

keit vorwerfen können" ꝛc. — Aber mit Erlaubniß; diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterey! Und nun betrachten sie seinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, sagt er, wenn wir „unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten „der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit „verstehen wollten: So könnte doch vernünftiger „Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffner Mann seyn würde. „Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und „Stolz, sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder „Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie ge-

„waltig diese Leidenschaften sind? Entsagt nur ein „Mensch der Religion; entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele „gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: „Was für eine Versicherung haben wir, daß er den „strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen „werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen“? — Abermals die nemliche Sophisterey! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem **Manne von Religion**) wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meyne, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts, als dieses:

daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jeden ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, „und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen“ ꝛc. Und entschlossen! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die blossen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als

den rechtschaffnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Haupzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten, können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit.

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ „sey, könne auch kein ehrlicher Mann seyn," mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäussert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischee Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von demjenigen *) nemlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, die beste „sey?“ Er nimmt deren drey an. „Die erste, „sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott „beynahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft an„sieht, und eben so unbewegt über ihn philosophie„ret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des „Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Un„vollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten „irgend einer Methode einhergehet, welche ihr so „lieb ist, daß sie jede freyere Erfindung einer über „Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuch„ung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art „von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns „zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu „erheben, so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns „nicht daran zu gewöhnen. — Die zweyte Art „fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch „kürzer seyn zu können, Betrachtungen nennen. Die „Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit „gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten er-

*) Stück XXV.

„heben sie sich zu einer Bewunderung Gottes. ꝛc. —
„Die dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von
„dem, den sie denkt (und wenn denkt sie?) so er-
„füllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der An-
„strengung ihres Denkens in eine solche Bewegung
„gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem End-
„zweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und
„Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich
„verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können,
„unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausruf-
„fung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wo-
„fern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch
„Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und
„schwache Worte dazu haben würde; wenn wir end-
„lich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe
„verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß
„wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben
„dürfen.

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas neues darinn. Dieses nemlich; daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heissen. Seine dritte Art über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfindung; mit welchem nichts

als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto grösern. Bey der kalten Spekulation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Spekulation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst, Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr diese Theile alsdenn sind, je genauer sie harmonieren; je vollkommner der Gegenstand ist: desto gröser wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand

wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was wir den„ken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu „wenige und schwache Worte dazu haben würde.“ Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der „Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge „dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedan„ken von so genauen Bestimmungen, einige mit „Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze „zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter seyn!„ — Keine einzige neue

Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatischen und enthusiastische Begriffen von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch sagt: „Unterdeß „wird sich ein wahrer Philosoph, ich meyne einen, „den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu ge„macht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich „durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern:“ Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meyne aller unsrer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl

wetten, daß er nicht selten, eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt.

Dreyßigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre „sind, sagt der nordische Aufseher an einem Orte, so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: „So wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und „der wahren Glückseligkeit des Menschen von der „Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüßig und „müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie „dieses unterliessen, und sich hüten wollten, nichts „zu sagen, was nicht original und neu zu seyn scheinen könnte: So würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht „ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bey den „Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, „als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze „ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe,

„daß ich wider diesen gemeinen Fehler inoralischer „Schriftsteller auf meiner Hut seyn werde. *) —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Skribenten ist. Der gute Skribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch solche die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vor-

*) Zu Anfange des 20sten Stücks.

nehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hoft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisieret gerade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben liesse, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen liesse, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabey gehabt habe. Das eine *) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber wss ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweyte **) ist

*) Stück 43.

**) Stück 54.

ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, „so viel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht „zahlreich; unterdeß ist sie doch sehr furchtbar, und „und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, „die nach sichern Nachrichten auf nichts geringers, „als auf die Errichtung eines Universaldespotismus „abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen „Absichten weniger durch offenbare Feindseligkeiten, „als durch die Künste einer sehr feinen Politik aus„zuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt haben, so„wohl über die jetzige, als über die künftige Män„nerwelt eine despotische Gewalt auszuüben; denn „die Gewalt über die Herzen haben die Damen „schon lange behauptet: So sollen ihre Anstalten be„sonders wider unsre jungen Herren gerichtet seyn. „Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verstand alle„zeit über schwächern herrsche. In dieser Ueber„zeugung suchen sie es bey ihnen so weit zu bringen, „daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen,

„ihre Seele mit Kleinigkeiten beschäftigen, und da-
„durch zu den eigentlichen männlich Geschäften und
„Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst
„stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch
„Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn
„man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unter-
„redungen überlästig würde; als wenn sie sich wirk-
„lich mit leeren Komplimenten, Artigkeiten und
„lächerlichen Einfällen befriedigen liessen; als
„wenn sie vor dem blossen Namen eines Buches
„erschräcken, und durch nichts, als Spielwerke
„glücklich wären. Allein das ist lauter Politik und
„List, und so scharfsichtige Augen, als die meinigen,
„lassen sich von dieser Verstellung nicht hinterge-
„hen. Ich bedaure nur unsre jungen Herren, wel-
„che die Netze gar nicht zu sehen scheinen, die ih-
„nen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie
„nach und nach ganz unmännlich zu machen, ge-
„wöhnen sie dieselben zum Geschmacke am Putze,
„zur Veränderung der Moden, und zu einer ganz
„frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit.
„Und man muß erstaunen, wenn man sieht, wie
„sehr ihnen alle diese feindseligen Anschläge auf den
„Umsturz der jetzigen Einrichtung der Welt zu ge-
„lingen anfangen. Denn man betrachte nur viele
„von unsern jungen Herren. Sie kleiden sich nicht

„etwa ordentlich und anständig; sie putzen sich und „sind länger vor ihrem Nachttische, als die meisten „Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisierten, „wohlgepuderten Kopf; sie sind so weichlich; sie „können so wenig Witterung und Kälte vertragen; „sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und „Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Gesicht „verändern wollte, so könnte man einige ganz füg„lich in Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft „und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar „keinen Anspruch; in guten Büchern zu lesen, wür„de eine Galeerenarbeit für sie seyn; und wenn sie „nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu „thun hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. „So weit haben es schon unsere Amazonen ge„bracht. Wie weit dieses noch in der Folge gehen „könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, „wenn sie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, „Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in „Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich „der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachden„kenden Lesern überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Ama„zonen ihre Unternehmungen bloß auf unsere jün„gere Welt einschränken. Einigen von ihnen, die „verheyrathet sind, soll es schon gelungen seyn, den

„Despotismus, auf den ihre Anschläge abzielen,
„in ihren Häusern einzuführen. Denn ich habe in
„Erfahrung gebracht, daß sich Männer bequemt ha-
„ben, die Verwaltung der Küche und andere wirth-
„schaftliche Verrichtungen über sich zu nehmen, die
„man sonst nur unter die Geschäfte des Frauenzim-
„mers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält
„es für seine Schuldigkeit und Ehre den Einkauf
„dessen, was in der Küche nöthig ist, und die An-
„ordnung der Mahlzeiten nach dem Geschmacke sei-
„ner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit
„einigen soll es auch so weit gekommen seyn, daß
„sie bey der Zubereitung der Speisen gegenwärtig
„sind, und einen Pudding oder Rostbeef so gut
„zu machen wissen, als die ausgelernteste Köchin.
„Man darf, um davon versichert zu werden, nur
„ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn ei-
„nige Männer haben an ihren neuen Geschäften so
„viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsam-
„keit auch in Gesellschaften hören lassen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um
„ihr Projekt eines Universaldespotismus auszufüh-
„ren, nicht allein Verschlagenheit und List, sondern
„auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit
„und Unerschrockenheit der Männer nöthig haben
„möchten: so haben sie auch schon deswegen die

„nöthigen Maaßregeln genommen. Eben hieraus „soll die so weit getriebene Entblössung einiger Frau„enzimmer entspringen, denen andre bloß aus Un„wissenheit und um modisch zu seyn, nachfolgen. „Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reiz„ungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben sollten. „Allein man irrt sich sehr, und ich habe die wahre „Ursache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an „die Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob „sie nicht mit der Zeit genöthigt seyn möchten, Win„terkampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr „erröthen, andere den jungen Herren und Männern „so dreist ins Gesicht sehen, andere in der Komö„die über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhö„rung man sonst, wenn man auch lächelte, das „Gesicht doch hinter den Fächer zu verbergen pflegte, „so laut und dreist lachen, als die kühnste und un„verschämteste Mannsperson. Eben daher kömmt „es auch, daß viele in den Betheuerungen so geschickt „sind, die sich sonst die Kriegsmänner vorbehielten, „und noch andere bis in die späteste Mitternacht wa„chen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu „werden.“ —

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug er ist

schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viele Worte machen einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Styl ist der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herprediget, damit die Zuhörer ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner jetzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Jetzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdriessen lassen. Der Aufseher

will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an; „Derjenige, dessen Geist in den kleinen „Bezirken seine persönlichen und häuslichen Vor„theile eingeschränkt bleibt, und unfähig zur Em„pfindung andrer Glückseligkeiten ist, die nicht aus „den Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung „eigennütziger Leidenschaften, oder aus dem Glücke „seiner Familie entspringen, kömmt mir wie ein „Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht „hat.“ — Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. — „Der „kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, „noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er „sieht dieselbe, so zu sagen, nur im kleinen und „nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, „und wie wenig faßt sein Auge von den unzählba„ren und bis ins Unendliche veränderten Wundern „der Schöpfung! Wie unzählbare, mannichfaltige „Aussichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröh„lichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wä„ren sie gar nicht in der Natur, und wer kann die „herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, „die vor ihm ungesehen und unbewundert vorüber„gehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und „der Himmel wenig Gestirne, und wie viel Schön-

„heiten verlieret er nicht auf der Erde? Wenn an=
„dere Augen, die in die Weite reichen, in der Ent=
„fernung tausend große und herrliche Gegenstände
„auf einmal und ohne Verwirrung übersehen, und
„mit einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und
„fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blü=
„hende Wiesen und einen weit gestreckten Wald ent=
„decken, so erblickte er kaum die Blumen, die un=
„ter seinen Füssen aufwachsen, und selbst von diesen
„bleiben ihm mannichfaltige Reitzungen verborgen,
„die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe
„wahrnimmt. Alles ist vor ihm, wie mit einem
„Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren sich in
„seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bey einem
„gewissen Abstande von ihm in Dorfhütten, und
„vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit
„einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem
„besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Mate=
„rie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes
„Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen
„die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von
„Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie un=
„vollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von
„der Größe, Ordnung, und Vollkommenheit der
„Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit
„und Kunst bey ihrer so erhabenen Einfalt und

„Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreif-
„lichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ih-
„ren unzählbaren Abwechslungen seyn, und wie un-
„glücklich ist der nicht, wenn er nicht mehr errathen,
„als sehen, und seinem schwachen Gesichte nicht mit
„seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß
„mit seinen Freuden zu geitzen wissen, wenn er
„mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da
„derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen
„weiß, im Genusse fast verschwenderisch seyn mag,
„indem er sich nur umsehen darf, um im Ueberflus-
„se neue Reizungen, neue Schönheiten und Belus-
„stigungen zu entdecken.“ —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Eben so ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und schlechten Skribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?

Ein und dreyßigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der nordische Aufseher nur selten über-
gegangen.

Von den drey eingerückten Oden die ohne Zweifel den Herrn Kramer selbst zum Verfasser haben, (die eine auf die Geburt, *) die andere auf das Leiden des Erlösers, **) und die dritte auf den Geburtstag des Königs, ***) von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Kramer ist der vortreflichste Versifikateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde bedauert. Wer eine oder zwey von seinen so genannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beyden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geist-

*) Stück 59. **) Stück 15. ***) Stück 18.

liches Lied *) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind; so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Objekt. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist euere Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.

*) Stück 16.

Dieser Endlichkeit Looß
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, nnd forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Lesen, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!
Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
Mit heiligem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen, und rauschen,
Ist der Ewige!
Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!
Freue dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Hallelüja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Sylbenmasses betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Komposition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmasse abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlun-

gen wird, oder wohl gar durch die Kollision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmasse schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterliesse, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freye Versart so gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreissen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem Quasi-Metro befriedigen lassen; besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Skribent selbst behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Prosa zu statten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nemlich der Dichter bey der Abtheilung dieser freyen Zeilen nach den Regeln der Deklamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte. ꝛc.

Das einzige Stück des nordischen Aufsehers,

welches in die Kritik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prosa „der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, „mit der meisten Feinheit und vielleicht am besten „in Europa schreiben; haben ihre poetische Sprache „unter allen am wenigsten von der prosaischen unter„schieden. Einige von ihren Genies haben selbst „über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von „ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters „hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich irren, „wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von „ihrer Prosa unterschieden wäre. Sie ist dieses bis„weilen sehr; und wenn sie es nicht ist: so haben „wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bey „ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne „Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejeni-

„gen

„gen unter den Deutschen selten machen, welche an die „wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der „prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind. „Es ist, sagt er, der Natur unsrer Sprache ge„mäß, sie zu brauchen. Wir sagen so gar im ge„meinen Leben: Ein gottesvergeßner Mensch. Wa„rum sollten wir also den Griechen hierinn nicht „nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lan„ge die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweyte Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu veränderten Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wör„ter“, fährt der Verfasser fort, „und die geänderte „Verbindung derselben unterscheiden den poetischen „Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschie„dene von denen anscheinenden Kleinigkeiten zu beob„achten, durch welche Virgil vorzüglich das gewor-

„den ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wör-
„ter des Perioden und die Ordnung derselben, der
„Handlung, die der Periode ausdrücken soll, ge-
„mäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht
„genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort
„seyn sollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr,
„als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen.
„Es kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier
„sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedan-
„ke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Par-
„tikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden
„fast unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter
„andern, wenn sie zu viel Sylben haben. Ein-
„dem ungeachtet, könnte die schönste Stelle ver-
„derben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt wer-
„den, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der
„Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das
„doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich
„hierher. In einer andern Stelle stand die Inter-
„jektion nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach fieng
„den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den
„Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am
„meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Ver-
„fasser nicht gewußt, von welcher Kürze, und von
„welcher Stärke das Partizipium gewesen seyn wür-
„de. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht
„hingehörte.“

Schliessen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln, der Verfasser in einen kleinen Raum zu konzentrieren gewußt hat. Ich möchte gerne allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen; es mit allem Fleisse zu studieren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigene Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affekte, zu erst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Deklamatoren, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke

werden aber freylich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur, noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeynten Fleisse nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und-

für unsere künftige Liviusse und Tacitusse Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascow zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meynungen und Erzehlungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht;

und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftretten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süsse Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen

müssen. Jetzt hat er uns eine Portugiesische Geschichte geliefert. *)

Sie würden mich auslachen; wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden, und in zwey Theile abgesondert ist, deren fünf Abtheilungen folgende Aufschrift haben. I. Abtheilung; Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der

*) George Christian Gebauers Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks, biß auf die jetzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind; Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In 4to, an drey Alphabeth.

Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis jetzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigsten Art in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen ꝛc. —

O ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als sie nun auf die Portugiesische Historie kamen, bey der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten; am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marokko, Muley Mahomet, in eigener Person beyzuspringen. Er gieng mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komete zu widerrathen schienen, am Johannistage 1578 unter Segel; setzte das Heer

bey Arzilla ans Land, und gieng auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene Alkassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molukko, zur Schlacht. Sebastian nnd seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So gieng wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-Sebastiane aufstunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen," sagt unser Skribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, „daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht „der wahre Sebastian gewesen. —

„Er kam, fährt Herr Gebauer fort, *) zu „Venedig 1598 zum Vorscheine, und nachdem er „daselbst nicht allein bey dem gemeinen Volke, sondern auch bey etlichen vornehmen Personen Glauben fand, zumal da einige Portugiesen, die den „König Sebastian wohl gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er dem Gesichte, in der Größe,

*) Seite 19 des zweyten Theils.

„in der Rede, demselben vollkommen gleiche, ward „ihm dergestalt unter die Arme gegriffen, daß er „sich seinem Stande gemäß aufzuführen anfieng, „und kein Bedenken hatte, sich für den öffentlichen „auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte „sich der spanische Gesandte zu Venedig, Domi„nikus Mendoza, und brachte es bey dem Rathe „zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen, „und über seine Umstände, und wer er sey, befragt „wurde. Da erzehlte er umständlich, wie er in dem „unglücklichen Treffen bey Alkassar in Afrika nicht „sey erschlagen worden, sondern, obwol hart ver„wundet, der Gefangenschaft wunderbarer Weise „entgangen sey. In Algarbien, wohin er auf ei„nem leichten Schifflein mit Christoval von Ta„vora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und „weil er des Anblicks der Menschen nach einem so „großen Unglücke sich gescheuet und geschämet, habe „er sich vorgenommen, Abyßinien und andere weit „entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser „seiner Fahrt sey er nach Persien gekommen, habe „mancherley Schlachten beygewohnet, und viele „Wunden empfangen; endlich sey er des Herum„ziehens müde worden, und habe sich mit einem „frommen Alten in Georgien in ein einsames Klo„ster begeben, und daselbst ein Klausnerleben gefüh-

„ret, biß ihm endlich gefallen, seine Unterthanen wie-
„der zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in
„Sicilien gelandet, und von da Markum Tullium
„Katizo von Kosenza nach Portugall abgefer-
„tiget, und als der nicht wieder kommen, habe er
„sich selbst auf den Weg gemacht, der Meynung,
„sich zuförderst zu Rom dem Pabste zu den Füssen
„zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit seiner
„eigenen Leuten verhindert, die ihn unterwegens be-
„raubt, so daß er sich nach Venedig begeben müssen,
„wo man ihn bald für denjenigen erkannt, der er
„wirklich sey. Das war nun geschwinde gesagt, aber
„es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der
„Strenge von ihm nicht fordern konnte. Er sagte
„mit großer Freymüthigkeit, daß er zu dem Rathe
„zu Venedig sich des Besten versehe, der sich wohl
„erinnern würde, was er für Briefe bey dem letzten
„Türkenkriege an sie geschrieben, und wie geneigt er
„sich wegen der Hülfe gegen sie erboten habe. Wer ihn,
„den König je gesehen habe, müßte ihn kennen. Zu
„dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem
„Könige, in dem Gesichte sowohl, als an dem ganzen
„Leibe an der linken Seite etwas kürzer war, als an der
„rechten; an seiner rechten Augenbraune war eine
„Narbe zu sehen von einer Wunde, wie bey König
„Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen

„hatte; eine große Warze an der Fußzehe und ande„re Mahle, die man bey dem Könige wahrgenom„men hatte, fanden sich bey diesem Sebastian auch. „Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft be„halten, und immtlelst bewegten die geflüchteten „Portugiesen Himmel und Erde, daß ihr König „ihnen möchte frey gegeben werden. Selbst König „Heinrich IV. in Frankreich, ließ durch seinen „Gesandten, den Herrn du Fresne, den Rath zu „Venedig bitten, sie möchten in der Sache spre„chen, und die Portugiesen nicht im Irrthume „lassen. Das Erkenntniß bestund nun darinn, daß „dieser Mann binnen acht Tagen das Venetiani„sche Gebiete räumen sollte, bey ewiger Galeeren„strafe. Nun überlegten die Portugiesen fleißig, „was vor einen Weg ihr König erwählen sollte, „um sicher in sein Königreich zu gelangen, ob er „durch Graupündten und die Schweiz, oder „durch das Florentinische seinen Weg nehmen „sollte. Zu seinem großen Unglücke erwählte er „den letztern. Er hatte kaum als ein Dominika„ner Mönch das Florentinische Gebiete betretten, „als er daselbst erwischt, und von dem Großherzoge „Ferdinand dem I. an die Spanier nach Nea„pel ausgeliefert wurde. Da giengen die Unter„suchungen von neuem an, zu großer Verwunder-

„ung derer, die ihn des Betruges überführen woll-
„ten. Als ihn der spanische Unterkönig, Don
„Ferdinand Buiz von Castro, Graf von Lemos,
„vor sich kommen ließ, trat er ihm mit großer Zu-
„versicht unter die Augen, und weil er sahe daß
„der Graf unbedeckt war, sprach er zu ihm: de-
„cket euch, Graf von Lemos. Als dieser erwi-
„derte, wer ihm die Macht gegeben habe, ihm mit
„solcher Kühnheit anzureden? soll er versetzt haben:
„diese Macht sey mit ihm gebohren; wie er sich denn
„selbst so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht ken-
„ne? Er müsse sich doch erinnern, daß sein Vetter,
„der König Philipp, ihn zweymal an ihn abgesandt
„habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite
„habe, ihm damals von ihm sey geschenkt worden.
„Andere sagen, er habe ihn nur erinnert, daß er
„damals den Grafen mit einem Degen, seine Ge-
„mahlin aber mit einem Juweel beschenkt habe.
„Weil dies nun an sich seine Richtigkeit gehabt, ha-
„be der Graf ein ganz Bund seiner Degen, und
„die Juweelen seiner Gemahlin in das Zimmer brin-
„gen lassen, da unser Sebastian nicht allein die
„rechten Stücke gleich erkannt, und unter den an-
„dern herausgenommen, sondern auch an dem Ju-
„weel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem ge-
„wissen Orte eröfnen, und den darunter verborge-

„nen Namen Sebastian, entdecken könne, welches „Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemah„lin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß „man den Sebastian als einen Betrieger auf einen „Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herumführte, „sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er „sich der Spanischen Küste näherte, ward alles in „Portugall rege, so daß man ihn nach St. Lucar „auf das Schloß setzen mußte, um seiner Person „mehr versichert zu seyn, an welchem Orte er geblie„ben und gestorben, ohne daß die Art seines Todes „iemals recht bekannt worden.“

Dieses ist die Geschichte! Dabey aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des „König Sebastians dergestalt in der Gewißheit be„ruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter „zu zweifeln, und wenn diese erste Frage sollte „nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte „Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, „welche unter einem falschen Namen in der Welt „eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies „im Zweifel beruhe.“

Kann man das erste mit Zuverläßigkeit erwei-

sen, ist Sebastian bey Alkassar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kenntbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königsleuten, besonders ein Sebastianum Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, als „dieser Beyfall. Wer hätte in des barbarischen „Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute „leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn „er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den „übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen „seyn, allemal zuträglicher sey, daß man auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt, oder sonst weiter nachgespüret werde.“ — Es ist auch nicht zu läugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper, sey nicht der wahre Körper des Sebastians,

sondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte, der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine; und hundert ausserordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie können diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehngerichte, dessen erste Regel ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gericht läßt ihn drey ganze Jahre sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennt es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen

nen acht Tagen! „Das sieht, sagt unser Histo-
„rikus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man
„verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen
„Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher
„man mit schuldig erkannten Missethätern verfäh-
„ret, die man durch die Gerichtsfolge an die Gren-
„zen bringen, und von da in die weite Welt lau-
„fen läßt.“ — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Kardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betrügern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unsern Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bey ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docierenden Professor so sehr hören liesse. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Ge-

lehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er sich überall, als den belesensten, als den sorgfältigsten und unpartheyischsten Mann zeiget.

„Als den unpartheyischsten? Was könnte einen „Deutschen auch wohl bewegen, in einer Portu„giesischen Geschichte partheyisch zu seyn?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partheyisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er bloß seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Partheylichkeit gereizet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffart redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabey geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürenbergischen Geschlechte behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erste wahre Entdecker der neuen Welt

zu nennen sey. Sie stützen sich dabey vornemlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim dem Kolumbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten, *) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayer beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands &c. Triumph ruft, daß seine Landsleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historikus hievon sagt: **) „Ob übrigens Martin Be„heim die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fre„tum Megellanicum gekannt habe, wie jenes Joh.

*) Hujus Freti obſervatio Magellano tribuenda eſt, nam reliquarum navium præfecti, fretum eſſe negabant, & ſinum duntaxat eſſe cenſebant. Magellanus tamen fretun iſtic eſſe norat quia ut fertur, in charta marina adunctatum viderat, deſcripta ab inſigni quodam Nauclero cui Nomen *Martinus Bohemus*, quam Luſitaniæ Rex in ſuo Muſæo adſervabat. *Benzonus de India occidentali. Tom IV. Americæ Theodori de Bry.*

**) Erster Band, S. 124. in der Anmerkung.

„Bapt. Ricciolus, *) dieses aber Hieron. Benzo-
„nus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sa-
„che zu seyn. Wenn Hartmann Schedel in seiner
„lateinischen Kronick schreibet, daß er und Jakobus
„Ranus (der Rango entdecket hat) über die Aequi-
„noktiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr
„Schatten, wenn sie gegen Osten zugesehen, ihnen
„zur rechten Hand gefallen; mag daraus noch nicht
„geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika ge-
„kommen. Das erfährt jedermann, der nur über
„die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, wel-
„che Wülfer, Wagenseil, Stüven und Doppel-
„mayer angezogen, sprechen davon nichts; und die
„größte Schwierigkeit finde ich in der am 1492 von
„Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre
„Kolumbus schon auf der Fahrt gewesen. Der

---

*) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus —— cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suopto ingenio, ut erat vir Astronomiæ, Cosmographiæ & Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem &c. *Geographiæ & Hydograph. Reform. Lib. III. cap.* 22. *p.* 93.

„Herr Doppelmayer hat diese Erdkugel in Kupfer „vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weni„ger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Er„findern, Christophoro Kolumbo und Ferdinan„do Magellani ihren bisher gehabten Ruhm zwei„felhaft machen können.“ — Und an einem andern Orte *) fügt er noch dieses hinzu: „Kolumbus hat „also die neue Welt, Vesputius aber das eigentliche „Amerika entdeckt, oder doch in der alten Welt zu„erst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir „sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen „Theil, nachdem Martin Beheims Verdienste hier „nicht zulangen wollen, und müssen diese Ehre den „Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre „denn, daß wir dieses für unsere Ehre rechnen woll„ten, daß dieser vierte Theil der Welt dennoch ei„nen deutschen Namen führet. Amerigo oder Ame„ricus ist nichts anders als der gute deutsche Name „Emrich, und Amerika folglich so viel als Em„richsland.

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung

*) Ebendaselbst S. 39.

treibet. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines Bonmot!

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des jetztregierenden Königs von Portugall, Johann dem fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt: „König Johann der vierte liebte „euch, Don Pedro fürchtete sich vor euch; allein „ich, der ich Herr bin de jure & heredad, fürchte „mich nicht vor euch; und werde euch nicht lieben, „als in so ferne euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de „Madame de Maintenon, die voller sonderlichen „Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich „eine Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es wird „T III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edikts von Nantes gehandelt, und gemeldet, „daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der „Bischof zu Meaux Bossuet, und des Königs „Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig „den XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen „fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, „das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht ver-

„mocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich „endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sün„den zu tilgen, sey, wenn er sein ganzes Reich katho„lisch mache. Das sey so weit gegangen, daß er „gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich her„ausgelassen habe, er wolle zufrieden seyn, daß ei„ne seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketze„rey dadurch könne ausgerottet werden. Dieser „Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von „Ruvigni, Heinrich, der bey der hernach entstan„denen Verfolgung mit einigen wenigen Personen „erlanget, daß er mit seinem Hause das Königreich „hat verlassen, und sich nach England begeben dürf„fen. Histoire de l'Edit de Nantes par Benoit T. „III. p. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem Irr„ländischen, und Spanischen Succeßionskriege „unter dem Namen des Grafen von Galloway „hervorgethan, zu welcher Würde ihn König Wil„liam III. erhoben. Eben dieser Herr soll den König „Ludewig XIV. die Vorstellung gethan haben, „daß König Heinrich IV. oberwähntes Edikt gege„ben, Ludewig XIII. solches erhalten, er selber es „bestätiget habe, und dennoch dasselbe alle Tage „durch die Erklärungen des Königlichen Raths ge„brochen werde, worauf der König soll geantwortet „haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere

„vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni „ne vous aime. Mein Großvater liebte euch, „mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich fürch„te euch nicht und liebe euch nicht. Wobey un„ten die geschriebenen Memoires des Bischofs von „Agen angezogen werden, und der lateinische Vers „beygefügt wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was sonderliches, wenn zween so gros„se Könige einerley Einfall gehabt hätten. Die Eh„re der ersten Erfindung hätte König Ludewig; „denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edikts „von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit „König Johannes von Portugall noch nicht geboh„ren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben, „was König Ludewig in Frankreich so lange Zeit „vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam „in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte „auf seine Umstände angewandt haben, ist schlech„terdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung „wird man bald merken, daß das bon-mot sich bes„ser auf König Johann und seine Großen, als „auf König Ludewig und seine Hugonotten schi„cke. Es braucht also dieß einen bessern Beweis, „als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den „Französischen Skribenten nicht ungewöhnlich ist,

„bey einem artigen Einfall über die historische Wahr„heit weg zu schreiten. Wenigstens hat der König „Ludewig XIV. den Lateinischen Vers nicht ge„braucht, vielweniger gemacht, da er kein Wort La„tein gekonnt, wie die Beweißthümer davon in eben „diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. ꝛc.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historikus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludewig XIV. ihren sinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nemlich, was ich von Heinrich dem vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roi Henri le troisième son prédécesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur repondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit & ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime & ne vous crains pas.* Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henri le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theile seiner denkwürdigen Reden beygefügt und übersetzt hat. Was erhellet aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu die-

ser wirklich königlichen Rede seines Großvaters, aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht: und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keines von beyden zu thun; und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, sich so wohl für alles, als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bey weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielet hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des großen Heinrichs nicht sollte gelesen haben.

Drey und dreyßigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey seinem Wer-

ke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ohngefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey seinem Tode nicht in der äussersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war **Don Antonio** einer der vornehmsten, und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von **Spanien** auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von **Portugall** gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch durch diesen **Durlauchtigen Unglücklichen** so kennen zu lernen, als er von der unpartheyischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des **Don Antonio** Leben unter andern auch die Frau **Gillot de Sainktonge** beschrieben; und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von wel-

cher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getretten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nemlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedienet zu haben. *) Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreusten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der blossen Versicherung einer schreibsüchtigen Französinn hierinn wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Go-

*) Hiſtoire de Dom Antoine Roi de Portugall; tirée des Mémoires de Dom Gomes Vaſconcellos de Figueredo par Mad. de *Saintonge*. In Duodez.

mes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die Frau von Sainktonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll mån einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historikus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bey unserm Gebauer berichtigen oder in ein größers Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von Sainktonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr auser Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sey. *) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Afrika, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe. **) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludewig

*) Seite. 18. **) Seite. 26.

starb 1555 und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahre von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Kardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheylichkeit noch mehr. Der Kardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il etoit vieux & usé, c'en devoit etre assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, ausser dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empecher ce languir. *) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und ließ ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Ge-

*) Seite. 31. 32.

bauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Sainktonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das worinn man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azo„rischen Inseln, sonderlich auf Cercera, hatte sich „ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sey nicht „erschlagen, sondern entkommen, und werde sich „bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als „hierauf Antonius des König Heinrichs Tod und „seine Erhebung denen auf Cercera wissen ließ, „waren sie dessen wohl zufrieden, und ob sie gleich „durch ihre Abgeordnete des Antoni Niederlage „bey Alkantara und Flucht erfuhren, blieben sie „doch in der Treue gegen ihren angebohrnen König „beständig, zumal da Cyprian von Figueredo, „ein standhafter Diener von dem unglückseligen An„tonio, sie bey diesen Gedanken erhielt, und Pe„trus Valdes mit seinen Spaniern in einer Lan„dung unglücklich war.“ *) — Herr Gebauer ist

*) Seite 4. 5. des zweyten Bandes.

hier, wieder seine Gewohnheit sehr koncis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Sainktonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figveredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Skribenten. Sie nennet ihn Scipio Vaskoncellos de Figueredo; und nicht Ciprian. Er war, sagt sie, *) Gouverneur auf Terera, und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes, oder wie ihn die Frau von Sainktonge ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde, war ein von sich selbst so eingenommener Mann,

*) Seite. 60. und 3.

Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seine Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Versuch auf Terecera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainktonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockner Mann als er, eher an eine vortheilhafte Kapitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nemlich eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen fort-

treiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwey entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwey hätten loosen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen. *)

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainktonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Pabst Gregorius XIII. an, worinn er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

*) Seite. 75. 76.

Nach den Erzehlungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainktonge zu Folge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581. und ich finde daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweyten Reise nach England, brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainktonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth, sagt sie, lud ihn auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that „es also, und ward auf eine sehr galante Weise „daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große „Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, und schickte sie ihm, bis

„auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem „Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin „des Landes allen möglichen Beystand zu versprechen „habe. In allen Städten, wo er durch mußte, „hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß „man ihn eher für einen Sieger, als für einen „seiner Länder beraubten König hätte ansehen sol„len.“ — Dieser sein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beystand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht so befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England; wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Ngcle versichern ließ, daß er wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er gieng also nach Kalais über, und von da zu dem Könige nach Char-

tres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß wenn er bey seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Zeremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio lies sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und gieng nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio den König sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernennt, die Truppen zu kommandieren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzehlet die Frau von Sainktonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey man sich, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meynen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wah-

rer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen?

Das Besonderste, das ich sonst bey der Frau von Sainktonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des DonAntonio betreffend. Vornemlich erzehlt sie ein Liebesabentheur, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheyrathet, kann keine andere seyn, als die Prinzeßin von Monteleone, mit der er sich, zu Folge der Histoire Genealogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß sie die Frau von Sainktonge schlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludewig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Sainktonge auch meldet, daß er ein Kapuziner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe.

Vier und dreyßigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors erst sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden, in der Schweiz nemlich, und wie man sagt mit großem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die „Tragödie, sagt er, ist dem edeln Endzweck gewied„met, das Große, Schöne und Heroische der Tu„gend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie „in Handlungen nach dem Leben zu mahlen, und den „Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthi„gen.“ Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Karaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter: der Herzog von Suffolk ein lie-

ber frommer Vater; der Lord Guilfor. ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von **Northumberland**, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr **Wieland** wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er

wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden, *) μητε τε φαυλον αἱρετη προσειναι, μητε κακιᾳ χρησον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι καὶ τῳ βιῳ των πολλων, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα καὶ κακα,
Αλλ' ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studieret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeynten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben; **) und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke

---

*) Plutarch.

**) Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes, zweytes Stück, S. 785.

in Ansehung des Sylbenmasses, des Styls, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna ward Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einzigesmal, zwischen dem vierten und fünften Aufzug nemlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe

zusammen rücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie einige Stellen aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citiere! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden

Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darinn: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornemlich durch das ungestümme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit, reimet sich zu dem edeln Karakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verläugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne

zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschicht genommen hat, und der so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnurstracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meynte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Karakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nemlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist,

und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Heighwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphiert über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Kalumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphiert. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— — Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertagen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortete:

— — Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht,

daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i cau be a Queen?

Dutchess of Suffolk

That, and that only
They Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wielanden, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

— — — Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester, schont des schwächern Geschlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben!

Der Engländer.

— — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!

Still wo't thou doubt, till thou behold her ſtalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide waſting
O'er *Englands* Boſom? All the mourning Year
Our Tows ſhall glow with unextingniſh'd Fires;
Our Youth on Racks ſhall ſtretch their crackling Bones,
Our Babes ſhall ſprawl on conſecrated ſpears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzeßin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lankaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter derem Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſätz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, ſacred Princeſs! ſprung from ancient Kings,
Our *England's* deareſt Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaſter's* united Line;
By whoſe bright Zeal, by whoſe victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which ſhines upon our Altars,
Shal lift its golden Head and flouriſh long;

Beneath

Beneath whoſe awful Rule, and righteous ſceptre,
The plenteous Years ſhall roll in long Succeſſion;
Law ſhall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty ſhall lift her chearful Head,
Fearleſs of Tyranny and proud Oppreſſion;
No ſad Complaining in our ſtreets ſhall cry,
But Juſtice ſhall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Conſels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and perſuaded
Thy guiltleſs Feet to tread the Paths of Greatneſs!
My Child! — I have undone the!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hier-aus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Fünf und dreyßigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland oll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meynen doch wohl nicht, daß ich ein zweyter Lauder, die engli-

sche Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existieret; und heißt — Nikolas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nikolas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur nicht blosse einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkt gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebst einem gewissen Johann Gates eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits

seine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleinigen; so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue, weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne, dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembrock stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und spottet des alten Bischoffs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den

Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrocks aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschliessen für gut befunden: alŏ eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe

schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meynen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äussersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — —
— — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner
Geschehe! ꝛc.

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleinigen Verbindung, beybringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrock sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verschaft habe. Pembrock geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede, auf eine unedle

Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrock. Der Bischoff hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland nebst andere Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchen Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie versprechen sich beyde, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischoff

auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrock ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu sich, und es erfolgte die rührenste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon deß Plato) herein tritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlas-

sen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäfftigen Bischoff, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat, ihn nicht müßig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischoffs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt sich zu seinem Guilford. Jetzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knieen liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen seine fröhliche Bottschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Die-

se Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiert; Pembrock verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrocks herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesätz und unserm heiligen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock selbst, vom Gardiner betrogen
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrock hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses

Räthsel auflösen können. Es ist eben der **Pembrock** des **Rowe**, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

Sechs und dreyßigster Brief.

Den Einfall des Herrn Prof. **Gottscheds**, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klaßischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Kompliment aus **Wien** und aus **Chur** im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rektoren und Konrektoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu die-

sem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein großer Mann, wie er seyn will, — denn alle große Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflektieret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched— auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rektor zu Lüneburg, über die Gott-

schedische Sprachlehre vor Kurzeu ans Licht gestellt hat. *) „Da das Werk, hebt er seine Vorrede an, „welches diese Anmerkungen veranlaßt hat, den „Schulen gewiedmet und zugeschrieben war: so hat, „däucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns „anders so viel zutrauet, schon längst eine Kritik „darüber vermuthen müssen: und da unter so vielen „Schullehrern sich doch, meines Wissens, keiner da„zu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne „Eitelkeit den Vorzug anmassen, daß ich die Auf„merksamkeit desselben auf die Schulen, unter allen „mit der größten Achtung erwiedert habe.“ — In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes, fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch nichts „unmögliches: berufe mich aber schlechterdings dar„auf, daß sie nicht anders gerathen können, und „daß sie gerecht sey.“

Ich möchte meinen Brief am allerungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen; und

*) Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

Sie wollen überhaupt, nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr blos das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Kritik schließt. *) „Wollen wir, sagt „er, noch kürzlich zusammenrechnen, ehe ich meinen Skribenten verlasse? so ist, deucht mir, „durch die bißherige Prüfung folgendes wohl ganz „ausgemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn „Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reifer „Gelehrsamkeit geschriebene Werke heissen können: „daß sie ohne Kritik beynahe unbrauchbar sind, „wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch „theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit „Herr G. seine Meynungen vorträgt, theils durch „den ihm gewöhnlichen Dunst von Worten, theils „durch das Gepränge einer eiteln und magern „Philosophie, vor unwissenden und treuherzigen „Lesern ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter „wird nirgends etwas finden, das die gewöhnliche „Erkenntniß der deutschen Sprache überstiege, „und woraus ein grammatikalischer Geist, oder „ein Naturell, das zur Philologie gebohren, oder „erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen statt „offenbaret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe und eigensinnige Partheylichkeit

*) S. 205.

„des V. für die deutsche Sprache, oder vielmehr „für seine Meynungen und Vorurtheile von derselben, nebst einem allzugroßen Vertrauen auf seine „Einsicht, welche oft in unbedächtige Urtheile und „schnöde Verachtung gegen angesehene Schriftsteller „oder gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit „ihm einerley Frage abhandeln, so wiegt er immer am leichtesten: und der Mangel des Scharfsinnes, der Ueberlegung, und einer genugsamen „Uebung in diesem Felde, ist allen seinen Urtheilen anzusehen. Die große Grammatik hat vor der „andern sonst nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, mit welcher die Sachen nicht gründlicher, „vollständiger, gelehrter, sondern gedehnter, langweiliger, nnd in einem gewissen schlechten Verstande, philosophischer gesagt sind. Zur Probe „kann das Kapitel von Nebenwörtern dienen; aber „auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkeiten, und thut, „als ob vor ihr nicht nur keine Deutsche, sondern „überall noch keine Sprachlehre geschrieben wäre; „und als ob sie alle grammatikalische Begriffe und „Eintheilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen, „worinn die Wahrheit verborgen liegt, herausholete, welches in der That weder Gelehrsamkeit

„noch Bescheidenheit beweiset. Freylich hätte man „denken sollen, daß Herr G. viel weiter sehen „würde, als alle seine Vorgänger: da er sich nicht „weniger als vier und zwanzig Jahr zur Ausarbei„tung seiner Grammatik genommen, wie das Pri„vilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der „Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern B. „oft aus Bödickern und Frischen verbessern kön„nen: hingegen zur Verbesserung dieser Männer „aus Gottscheden wüßte ich auch nicht eine Stelle „anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgän„ger Verdienste zu unterdrücken, und ihre Bücher „der Jugend aus den Händen zu spielen, wenn „man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn „uns Deutschen nicht so gar leicht Genüge geschä„he, so würde der Herr Prof. mit seiner lange „erwarteten Sprachlehre schwerlich eine andere „Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein ge„wisser Poet in Frankreich mit seinem Heldenge„dichte. Weil aber Herr G. alles mit der Erwar„tung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wur„den unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer we„nig gelesen, sondern die meisten sparten ihren Ap„petit nach grammatikalischer Erkenntniß auf das „grosse Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist „wohl die Ursache des grossen Beyfalls, womit die

„neue

„neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was „mag er aber in so lieber langer Zeit daran ge„bauet und ausgefeilet haben! da doch noch itzo, „nach so vielen gelehrten Erinnerungen so „vieler Gönner und Freunde, wie in der an„dern Vorrede stehet, und nun nach so viel wider„holten Auflagen, gleichwohl noch so viel, ich mag „wohl sagen, kindische Fehler darinn sind? — „Herr Gottsched, schliesset er endlich, hätte da„her viel besser gethan, wenn er doch ein Sprach„lehrer werden wollte, daß er die Bödikerischen „und Frischischen Grundsätze bloß in bequemere „Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht „sagen, daß ers hätte thun sollen, denn meiner „Meynung nach, mußte er gar keine Sprachlehre „schreiben: weil die grammatische Muse, nach so „vielen feindseeligen Angriffen, welche er in dem „Baylischen Wörterbuche, und sonst überall, auf „sie selbst, und auf ihre größten Günstlinge gethan „hatte, ihm von je her, nicht anders, als gehäßig „seyn konnten.

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon

zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß Einer, ob er schon ein magerer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie glauben nicht wie seltsam er sich in seinem Neuesten *) gegen ihn gebährdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rektor mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rektor zum Professor, wie der Schüler zum Rektor; da doch das Verhältniß in diesem Falle gerade umgekehrt ist. „Hier steht abermal“ ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker auf, „der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum „Ritter werden will. Herr Rektor Heinz zu Lü„neburg, ist von einem innern Berufe genagt wor„den, sich durch einen Angriff eines berühmten „Mannes auch berühmt zu machen. Und was war „leichter als dieß? Man kann ja bald etliche Bo-

*) In seinem Beumonde dieses Jahrs, S. 546.

„gen über ein Buch zusammen schreiben, dessen „gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn „im Auge war. Besondre Ursachen zur Feind„schaft gegen denselben hatte er nicht: daß gesteht „er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer „Gesellschaft, dergleichen die Deutsche zu Göttin„gen ist, werdens ihm vermuthlich auch nicht auf„erlegt haben, einer seiner ältern Gesellschafter so „stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern „wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, „einen solchen Anfall auf einen Mann zu thun, „der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben. — Wenn werden die schlechten Skribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richterstuhl der Kritik fordert? — „Doch wie?“ fährt das Neueste fort; „hat nicht Herr Prof. G. seine klei„ne Sprachlehre den sämtlichen berühmten Schul„lehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, „und der Augenschein zeigt es, daß solches mit „viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen, und in „dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. „War nun das etwa ein zureichender Grund, den„jenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zu„gleich mit andern eine solche Ehre erwiesen?

Welcher Wohlgesittete kann das begreifen? — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verläugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht, was das Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will; zwey altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern als des Hrn. Prof. eigener Feder können geflossen seyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisiren, als es Hr. Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden Sie darinn grämisches und angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst; und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satyrisch seyn will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle?

„Doch Herr Heinz besorget, es werde bey seinem „Stillschweigen, die Gottschedische Grammatik ein „klaßisches Ansehen gewinnen; da ers zumal nicht „ohne Galle bemerket, daß bißher alle seine Herren „Kollegen stille dazu geschwiegen: weswegen er glau-

„bet, es sey besser, daß einer, als daß keiner das „Maul aufthue, und diesem großen Unheile steure „und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß, „fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein „Buch darum gleich zu Boden geschlagen sey, weil „Er, **Herr Heinz von Lüneburg**, sich demselben „widersetzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! „Die Gottschedische Sprachkunst, hat schon mehr „solche grimmige Anfälle überstanden, und steht „doch noch. Sie wird gewiß, den seinigen über„stehn.“ — Welche Schreibart! Und wie witzig ist das **Herr Heinz von Lüneburg**, auf welches einige Zeilen darauf der **Sekundaner Kunz**; folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitung in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn weiter „böse machten, so werde er einmal aufwa„chen, und ihnen durch den Zuruf:

Tecum habita & noris, quam sit tibi curta suppellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wissen „auch nicht, fährt hierauf der Heumond fort, was „ihn bisher zu solcher Geduld und Gelassenheit bewo„gen; zumal da die göttingischen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaf„ten gelten sollen, unter deren Aufsicht, und mit „vermuthlicher Genehmhaltung sie herauskommen. „Gewiß in solchen Zeitungen verdammt zu werden, „ist kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder „unbekannter und ungenannter Kritikaster herunter „macht. Wer also auf seinen guten Namen hält, „der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem „so unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf „einen höhern zu berufen, und den Ungrund seiner „Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Verbindung „mit der göttingischen deutschen Gesellschaft kann „ihn, unsers Erachtens, bisher abgehalten haben, „hier so lange stille zu sitzen. Allein wer weis, „wie lange es dauert, so schicket er ihr sein Diplom „(nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyspiele) zu„rück; und setzet sich wieder in die natürlicher Frey„heit, seine Ehre zu retten. Biß dahin kann er ih„nen mit dem Achill in der Iphigenia zurufen:

Dankt es dem Bade bloß, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hät er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen?

Sieben und dreyßigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn Leßings. *)

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er, „bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, „als bey der Fabel. Es gefiel mir auf diesem ge-

*) Berlin bey C. F. Voß, in 8vo.

„meinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich „hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich al„le, und die besten von ihnen mehr als einmal ge„lesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nach„gedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die „gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeso„pus, von den Neuern, für die blumenreichen Ab„wege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr „verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in „der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. ꝛc.

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von seinen beygefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind dieser Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläuftigste und dabey die wichtigste ist, untersuchet das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte (das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, die sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als

wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet haben, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornemlich dieses aus, daß sie ein blosses allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, sagt er, heisset überhaupt jede sinnliche „Vorstellung eines Dinges, nach einer einzigen ihm „zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht „mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, „derer das Ding fähig ist, sondern allein die, in der „es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich also zwar wohl eine „moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum „noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende „Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die

„Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem größten „Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen „eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes Em„blema würde eine Fabel seyn, wenn sie nicht eine „Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem „Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit „einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, „was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.“ — Mit diesen Worten verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nemlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahieret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beyden letztern, sagt er, „muß ausser der Absicht,

„welche der Dichter damit verbindet, auch eine in„nere, ihm selbst zukommende Absicht haben. Die „Handlung der ersten braucht diese innere Absicht „nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der „Dichter seine Absicht damit erreichet ꝛc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen, und sagt: „In der Fabel wird „nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allge„meiner moralischer Satz, nicht unter die allge„meine Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, „nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurück„geführet, daß ich, nicht blos einige Aehnlichkei„ten mit dem moralischen Satze in ihm ent„decke, sondern diesen ganz anschauend darinn er„kenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nemlich: der einzelne Fall, aus welchen die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unter-

schied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf psychologische Ursachen ein, warum sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nemlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser aber sagt: „Hierinn, glaube ich, „hat Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit ei„nes Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann „ich nicht anders als aus Gründen der Wahrschein„lichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswe„gen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und „so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist,

„und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es „nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da „also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit „mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glau„ben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich „eben sowohl in einem erdichteten Falle finden kann; „was kann der Wirklichkeit des erstern für eine größe„re Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die „Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr: da das „historisch Wahre nicht immer auch wahrscheinlich „ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergan„gene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich „sey: der Dichter aber die freye Gewalt hat, hier„inn von der Natur abzugehen, und alles, was er „für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen; „so sollte ich meynen, wäre es wohl klar, daß der „Fabel, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueber„zeugungskraft, der Vorzug vor den historischen „Exempeln gebühre. — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt: **Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.**

Die zweyte Abhandlung betrifft den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der größte Theil „der Fabeln, sagt der Verfasser, hat Thiere, oder „wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Per„sonen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es ei„ne wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thie„re darinn zu moralischen Wesen erhoben werden? „Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Er„reichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? „Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstli„chen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des er„sten Erfinders, beybehält, weil er wenigstens schna„kisch ist — quod risum movet? Oder was ist „es?“ **Batteux** hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflikt. **Breitinger** hingegen behauptet, daß die **Erreichung des Wunderbaren** die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches **Wunderbare** erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meynung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Be-

ſtandheit ihrer Karaktere dieſe Vorausſetzung veranlaſſet und ſo allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, ſetzt er hinzu, auf der Leiter der „Weſen herab ſteigen, deſto ſeltener kommen uns „dergleichen allgemein bekannte Karaktere vor. „Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der „Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche, und am allerſelteſten „vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. „Denn daß es deswegen geſchehen ſollte, weil es „ſtuffenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß „dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt, empfinden, denken und ſprechen könnten, will mir nicht „ein. Die Fabel von dem ehernen und irdenen „Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter und unwahrſcheinlicher, als die beſte Fabel z. E. von einem „Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt „iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

In der **dritten** Abhandlung ſucht der Verfaſſer eine richtigere Eintheilung der Fabeln feſtzuſetzen. Die alte Eintheilung des **Aphthonius** iſt offenbar mangelhaft. Schon **Wolf** hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin beſtimmt, daß man den Subjekten der Fabel entweder ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche Prädi-

kate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hiessen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hiessen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche die enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennt er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabeln,

oder

oder die Prädikate dieser Subjekte. Fabeln, worinn die Subjekte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig mythischen, die vernünftig hyperphysischen, und die hyperphysisch mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübeley! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Spekulation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem

Vortrage der Fabeln. Er karakterisiert den Vortrag des Aesopus und Phädrus, und scheinet mit dem Vortrage des la Fontaine am wenigsten zufrieden zu seyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präzision, und die ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch Bekenntniß! ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr „Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie „wunderbar ward es von dem französischen Publikum „aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle „ein blosses Kompliment machen, und hielt die Schad„loshaltung unendlich höher, als das, wofür sie ge„leistet war. Kaum könnte es auch anders seyn; denn „die Schadloshaltung hatte allzuviel Reitzendes für „Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit ge„het. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach „das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben, *) „meinte so gar, la Fontaine habe sich aus blos„ser Albernheit (par betise) dem Phädrus nach„gesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall:

*) Fontenelle.

„mot plaisant, mais solide! — Er gehet hierauf die Zierathen durch, deren die Fabel, nach dem Batteux, fähig seyn soll, und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon, und drohet seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen, — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste, und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den hevristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwie-

rigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und „die allmähligen Stuffen von diesem Finden zum „Erfinden, sagt er, sind es eigentlich, was ich durch „verschiedene Versuche meines zweyten Buches ha„be zeigen wollen.“ Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den aus„gefallenen Federn der farbigten Pfaue, und mischte „sich kühn, als sie genug geschmückt zu seyn glaubte, „unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward „erkannt; und schnell fielen die Pfauen mit scharfen „Schnäbeln auf sie, ihr den betriegerischen Putz „auszureissen. Lasset nach! schrie sie endlich; ihr „habt nun alle das eurige wieder. — Doch die „Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden

„Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verset-
„ten: Schweig, armselige Närrin: auch diese kön-
„nen nicht dein seyn und hackten weiter. —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht „es dem Plagiarius! Man ertappt ihn hier; man er-„tappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er „auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen „habe.“ — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbetten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs.

„Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen andern „König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes, „eine gefräßige Wasserschlange. Willst du unser „König seyn, schrien die Frösche, warum verschlingst „du uns? — Darum, antwortete die Schlange, „weil ihr um mich gebeten habt. — Ich habe „nicht um dich gebeten! rief einer von den Frösch en, „den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? „sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer. So „muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich „gebeten hast.

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von histori-scher Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Pro-

ben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen treflichen Bogen von „Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, „und den er ungemein werth hielt. Einst aber, „als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein „wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde „ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen, „fiel ihm ein: Ich will hingehen, und den besten „Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. Er „gieng hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd „auf den Bogen, und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd? Der Mann „war voller Freuden. Du verdienest diese Zierrathen mein lieber Bogen! Indem will er ihn versuchen; er spannt; und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde; die große Welt ist

„nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter!
„Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach!
„sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen
„zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vo-
„gel, als die Nachtigall. Sie ward es aber müde,
„in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von
„niemand als dem fleißigen Landmanne, und der un-
„schuldigen Schäferinn gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundinn,
„und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man
„in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied
„zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und
„lernte dafür — bauen.

Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und
„Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und
„mit eigner Hand den reinen Saamen in den lockern
„Schoos der willigen Erde zu streuen. Auf einmal
„stand unter dem breiten Schatten einer Linde, ei-
„ne göttliche Erscheinung vor ihm da! der Greis
„stutzte. Ich bin Salomo: sagte mit vertraulicher
„Stimme das Phantom. Was machst du hier,
„Alter? Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte,
„wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner
„Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel,

„und lernte von ihr fleißig seyn und sammeln. „Was ich da lernte, das thue ich noch. — Du hast „deine Lektion nur halb gelernt, versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun „auch von ihr, in dem Winter deiner Jahre ruhen „und des Gesammelten geniessen!

Acht und dreyßigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weis, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fieng bereits im vorigen Jahr an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des **Vignoles** und **Theoph. Sig. Bayern** aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des **Stephanus Vinandus Piphius** zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehmlich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Ver-

mittlung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des **Piphius** mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe. *) Byncker shoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P von Ludewig, Geßner ꝛc. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnitzen finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben, und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten Hue-

*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergæ impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alphabet 4 Bogen.

tius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Huetius hatte damals die Besorgung der Ausgaben der klassischen Schriftsteller, welche vornemlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäfftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apuleius, den Capella und den Borthius vor. „Mich zum Plinius zu „entschliessen, schreibt er, verstehe ich zu wenig von „der Arzneygelahrtheit; und von den Schriftstel„lern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe

„Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fieng auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem fünfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679 aus Hanover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella

selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihn dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas ausserordentliches dabey zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein allzuklein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzuklein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiæ tamen laudem aliquando apud æquos censores consecutum. Et quid aliud exspectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Kompli-

menten zusammengesetzte Nation, auch das für Komplimente halte, was gewissermassen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetschen Werckes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik. „Die Kritik, sagt „er, die sich mit Prüfung der alten Handschriften, „Münzen, und Inskriptionen beschäftiget, ist eine „sehr nöthige Kunst, und zur Festsetzung der Wahr„heit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. Denn „das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verlohren, „so ist es auch mit den Schriften unsers Glaubens „geschehen, und es ist nichts gründliches mehr übrig, „woraus man einem Chineser oder Mahomethaner „unsere Religion demonstrieren könne. Denn gesetzt, „man könnte die fabelhaften Historien von Theo„doriko Veronensi, wie sie bey uns die Ammen, „unter dem Namen Dietrichs von Bern, den „Kindern erzehlen, von den Erzehlungen des Kas„siodorius, eines zeitverwandten Schriftstellers, „der bey diesem Könige Kanzler war, nicht unter„scheiden; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit „den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der „Große des Königs Salomon oberster Feldherr

„gewesen sey; gesetzt, es wären uns, anstatt des „Livius und Tacitus weiter nichts als einige von „den zierlichen aber im Grunde abgeschmakten ge„heimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer „Männer, wie sie jetzt geschrieben werden, übrig: „gesetzt, es kämen die Fabelhaften Zeiten wieder, „dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus „waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehe„nen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal „zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift „nicht untergeschoben wären, noch vielweniger, daß „sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hin„dernissen, welche die Ausbreitung der christlichen „Religion in den Morgenländern findet, ist dieses, „meiner Meynung nach, auch das vornehmste, daß „das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Ge„schichte ganz und gar nichts weiß, die historischen „Beweise, auf welche sich die christliche Religion „stützet, nicht begreifen kann.“ — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem vorhergehenden sehr natürlich fliessende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Kritik so stark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachläßiget worden. „Die Kritik, sagt er, wenn „ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch „die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn

„es ist kein Uebel in der Welt, das nicht etwas gu-
„tes veranlassen sollte. Indem man nehmlich von
„dem Sinne der Schrift, von der Uebereinstimm-
„ung der Alten, von ächten und untergeschobenen
„Büchern häufig streiten mußte, und nur derjenige
„von den Kirchenskribenten aller Jahrhunderte rich-
„tig urtheilen konnte, der sich in den übrigen Wer-
„ken des Alterthums gehörig umgesehen hatte: so
„durchsuchte man aufs genaueste alle Bibliotheken.
„Der König von England Jakobus selbst, und an-
„dere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und
„des Staats, gaben sich mit dergleichen Streitig-
„keiten, vielleicht ein wenig nur allzusehr ab. Als
„aber diese Strei.igkeiten in Kriege ausbrachen, und
„nach so viel vergossenem Blute, die Klügern wohl
„sahen, daß mit alle dem Geschrey nichts ausgerich-
„tet werde, so bekamen, nach wiederhergestelltem
„Frieden, sehr viele vor diesem Theile der Gelehr-
„samkeit einen Eckel. Und nun fieng sich ein neuer
„Periodus mit den Wissenschaften an; indem in Ita-
„lien Galiläus, in England Bako, Harväus und
„Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gas-
„sendus, und in Deutschland der einzige, den ich
„diesen Männern entgegen zu setzen wüßte, Joachim
„Junge, durch verschiedene treffliche Erfindungen
„oder Gedanken, den Menschen Hoffnung machten,

„die Natur vermittelst der mathematischen Wissen-
„schaften näher kennen zu lernen. — Ich will
„jetzt nicht untersuchen, worinn es, wie ich glaube,
„heut zu Tage versehen wird, und woher es kömmt,
„daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich
„mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch
„nichts besonderes leisten; denn es ist hier nicht der
„Ort dazu. Ich will nur dieses einzige anmerken,
„daß seit dieser Zeit das Studium der Alterthümer
„und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder
„in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar ei-
„nige in ihren Schriften irgend einen Autor zu zitie-
„ren, sorgfältig enthalten, theils damit sie alles aus
„ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen,
„theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist; da
„gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es
„auf geschehene Dinge ankömmt, von der unum-
„gänglichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie
„gründliche Untersuchungen sich von einem seichten
„Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Ue-
„bel nicht weiter um sich fresse, kann man die Welt
„nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Reli-
„gion an der Erhaltung der gründlichen Gelehr-
„samkeit gelegen sey. —

Und was meynen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Span-

heim

heime, Vossii und Heinsii lebten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht „zufrieden seyn, die alle Hochachtung gegen das Al„terthum ablegen, und von dem Plato und Ari„stoteles nicht anders als von ein Paar elenden So„phisten reden. Hätten sie diese vortreflichen Män„ner aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders „von ihnen urtheilen. Denn die metaphysische und „moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten „aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, „und das, was er von den Ideen und ewigen Wahr„heiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, „Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen, „können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen „seyn, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die „Welt und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann „man ihm nicht genug dafür danken, daß er in set-

„ner Physik den wahren Begriff des Stetigen ge=
„gen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker ge=
„rettet hat. Und wer endlich den Archimedes und
„Apollonius verstehet, der wird die Erfindungen
„der allergrößten Neuern sparsamer bewundern.

Gewiß die Kritik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterie, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Kontrast machet mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenes grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Samlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquaren, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studierte. Er hält sich stark darüber auf: Sæculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque præclaris rebus, quæ veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen præclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie

folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Greca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris ævi reliquiæ & historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis &c.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttinn von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die

Aufschriften derselben Ns und Αληθειας selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen Nss geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Kuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift Ns und nach andern die Aufschrift Αληθειας geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctæ nostræ religionis christianæ mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, & primo quidem Judæis, inde Christianis, & præcipue veris, solis revelasse; gentiles eum male quæsiviss e in indagatione rerum naturalium, & ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttinn verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existierte, und ihre

Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergöttern, und die Menge der Altären vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink.

Neun und dreyßigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.*) Und mit Ehren.

Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren—„Was? „Ein Witzling, der den Geist der anakreontischen „Gedichte besitzet, sollte auch den Geist der Tragödie „besitzen? Der eine erschüttert das Herz; Schrecken „und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der andere „erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwar„teten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, „und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er

*) Beytrag zum deutschen Theater, Leipzig bey Dyk, 1759.

„hoffen kann.“ — Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr „verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit ein„ander vertragen könnten. Ich wenigstens. *) —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund, des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden lassen? Oder wünschen Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden; und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr **Weise** — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schick„sal, sagt er, hat bisher über die deutsche Schau„bühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen „sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, „und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget,

*) S. Duschs vermischte Schriften, S. 46.

„was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen „verlohren haben.“ — Dieses muß Sie an die Herren von Kronegk und von Brave erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — Andere, fähret Herr W. fort, „lassen, wir wissen nicht aus „was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbey fliehen: sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte „des Lebens überhäuffen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als biß man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man

die Alten gnugsam studieret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verlohren hat, die so oft Genie heissen, und es so selten sind. „Noch andern, heißt es weiters, „fehlt es an Aufmunterung; sie „haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft ge„sehen, und kennen die dramatische Dichtkunst bloß „aus den Aristoteles und Hedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir habe keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: *) „Eigentlich zu reden, sagt „er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schau„spiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in „dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Ta„gen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen „und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die „achzig tausend Bürger einnehmen. Die Bühne „des Scaurus war mit drey hundert und sechzig „Säulen, und mit drey tausend Statuen gezieret.

*) Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zu„schauern habe, das kann man überhaupt aus dem „Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, „und aus der Mittheilung der Leidenschaften abneh„men, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja „der, dessen Empfindungen, durch die große Anzahl „derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht hö„her steigen, muß irgend ein heimliches Laster ha„ben; es findet sich in seinem Karakter etwas Ein„sidlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein „großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zu„schauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er „nicht auf die Verfasser, und auf die Schauspie„ler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut „oder morgen einmal, ein Paar Stunden, eini„ge hundert Personen, an einem finstern Orte zu „unterhalten; und die Aufmerksamkeit eines ganzen „Volkes, an seinen feyerlichsten Tagen zu beschäf„tigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu seyn, „und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge „umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen „oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll? — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne: da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Fran-

zosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war ꝛc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie anfrischen könnte, diese ihre Repräsentanten auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer freye Hand zu haben hofften, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und „Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr „als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Ge„fängniß, in das Schloß zu Barkley brachten, „nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm „vor, sogar daß sie ihm auf freyem Felde mit kal„tem Wasser, welches aus einem schlammigten Gra„ben genommen worden, den Bart putzen liessen. „So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeuget „hatte, so konnte er sich doch bey dieser Gelegenheit „nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen und zu „erkennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey.

„Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denje„nigen machte, welche ihm mit so vieler Grausam„keit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch „machen was sie wollten, ihm doch nicht den Ge„brauch des heissen Wassers nehmen sollten, um sich „den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er „zwey Ströme von heissen Thränen aus seinen Au„gen die Wangen herabfliessen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht! Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nemlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin, erzählt er, schick„te ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem be„nachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser

„Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen.
„Des Tages darauf gieng ich in das Haus, wo sich
„der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild,
„und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen
„habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nack-
„ten Beine hiengen aus dem Bette heraus. Seine
„Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf der Erde.
„Sie hielt die Füsse ihres Mannes, und sagte un-
„ter Vergiessung von Thränen, und mit einer Aktion,
„die allen Anwesenden Thränen auspreßte: Ach,
„als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl ge-
„glaubt, daß diese Füsse dich zum Tode trü-
„gen!“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzens und der Betrübniß nicht darinn suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäurin hätte eine Königin haben können, und haben müssen; so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glüendes Eisen stiessen; das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hat sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnte ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nemlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am

Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöffe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, aber ihn betriegen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnet ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle.

Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlohr seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken schiessen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versifikation.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwerdt gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;

Ich

Ich, der an sie zulezt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd jezt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und war ich ohne dich, so war ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch selbst seinen Karakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Karaktere und Situationen sind die Kontours des Gemähldes; die Sprache ist die Kolorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Mahler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, eine Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten, in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt.

— — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfächte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein großer Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kercker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet! —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bemerkung einiger Druckfehler.

Seite	12	lin. 19	für Koſcius	lies Roſcius
—	35	not. — 3	— peccorum	— peccatorum
—	174	— 15	— καλοκαγαδια	— καλο καγαθια
—	175	— 23	— καγοκαγαδοι	— καλοικαγαθοι
—	176	in der lezten Zeile	ὀυτε ποτ᾽ ἐν	πολεμω εναριθ-
				μιος, ὀτ᾽ ἐνι βυλη
—	176	not. — 3	— v. 189 u. f.	— v. 200 u. f.
—	180	— 12	— ὐ	— ὀ
—	ibid	— 12	— ἐπαιδενσεν	— ἐπαιδευσεν
—	ibid	— 13	— καλαθων	— καγαθων
—	ibid	— 13	— ὐιεες	— ὐιεις
—	273	— 16	— Hans	— Haus
—	291	— 11	— Bunſt	— Brunſt
—	ibid	— 14	— Bunſt	— Brunſt

— 304 die Note lies: An Introduction of the ancient Grec and Latin meaſures into Britiſh Poetry; attampted in the following pieces, *viz* a Translation of Virgils firſt Eclogua a Translation of Virgils fourth Eclogua; Jacob and Rachel &c.

XXXX (4 Bde) VII 90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, / Heinzmann, Johann Georg, / Dunker, Balthasar Anton,

Analekten für die Litteratur

Bd.: 1

Bern ; Leipzig (1785)

Eph.lit. 138-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10539789-2
VD18 90261925